



Stern der Neger.

Deutscher Glaubensbote.

Herausgegeben von der Gesellschaft der „Söhne des hl. Herzens Jesu“.

Erscheint monatlich 32 Seiten stark. — Preis ganzjährig 3 K — 3 Mk. — 4 Frcs.

Nr. 8.

August 1901.

IV. Jahrg.

Inhalt:

	Seite		Seite
Legende des Morgenlandes. Der hl. Augustinus.	225	Vermischte Nachrichten: Die Inselstadt Suakin. — Die Monbottu. — Jerusalem. — Die Indianer der Vereinigten Staaten. — Verbreitung der Religionen auf dem Erdkreise.	249
Ein Neger für die Sache der Neger (Schluß).	227	P. Heinrich Seiner F. S. C. †	256
Die Thierwelt im Sudan (Schluß).	231	Abbildungen:	
Charakter und Anlagen der Neger	235	Der hl. Augustin. — Häusergruppe in der Inselstadt Suakin. — Grabstätte des P. Schynse. — Zwei Bisharinen. — Ein koptischer Priester. — Der Monbututkönig Marna.	
Lebensbilder deutscher Missionäre. P. August Schynse (Schluß)	239		
Ein Ausflug auf das westliche Nilufer von Assuan	243		
Aus dem Missionsleben: Die entführte Braut	241		

Um Gotteslohn!

ascetischen und theologischen Inhaltes.

erbittet das Gefertigte von seinen Freunden und Gönnern entbehrliche Bücher, wenn auch älteren Datums, besonders

Missionshaus Mühlau bei Brixen.

Ältere Jahrgänge

des „Stern der Neger“ sind noch erhältlich und zwar: der erste Jahrgang à 2 K., der zweite (2. für sich abgeschlossenes Halbjahr) à 1 K., der dritte à 2 K.

Alle Jahrgänge zusammen bezogen kosten nur 4 Kronen.

Behufs Erleichterung in der Versendung ersuchen wir die verehrlichen Abnehmer höflichst, bei allen Anfragen, Geldsendungen u. s. w. stets die gedruckte Schleifnummer mitzugeben zu wollen.

Correspondenz der Expedition.

Eingegangene Geldsendungen. (Vom 1. bis 30. Juli 1901.)

Für das Missionshaus:

Luitje Krill, Wien	6.— K.
Maria Lasser, Hallein	4.— K.
Aus Westfalen	637.65 K.
Elfriede Knickenberg, Lehrerin, Dortmund, für ein Heidentind (Antonius)	24.75 K.
Durch Dr. Joh. Chr. Mitternugner, Neuhäufel	11.75 K.
Max von Braunschweig, Hötting bei Innsbruck, als Erziehungsbeitrag für einen Ordenszögling	400.— K.
Anna Mühl, k. k. Forstwartsgattin, Winklarn	3.50 K.
Aus Bayern	30.45 K.
Friedrich Krill, Wien	6.— K.

Für heilige Messen:

P. Mohn, Kaplan, Wehrhach	3.52 K.
Rosa Doppelmaier, Hallein	2.35 K.
Aus Westfalen	58.75 K.
Gräfin Hompesch, Meran	10.— K.
Elise Fröhlich, Uhrweiler	3.52 K.
Steinbrecher, Landshut	2.35 K.
Aus dem bairischen Wald	58.75 K.
Aus Fürth: Wald	235.— K.

Bücher sandten ein:

Professor Andreas Wolf, f.-b. Vincentinum, Brixen.
Josef Kern, Theolog, St. Pölten.
Albert Pucher, Böcklabruck.

Diesen und allen übrigen Wohlthätern sagen wir ein herzliches „Vergelt's Gott!“ und bitten um weitere milde Gaben für unser Missionshaus.





Deutscher Glaubensbote.

Nr. 8.

August 1901.

IV. Jahrg.

Legende des Morgenlandes.

Der hl. Augustinus, Bischof und Kirchenlehrer.

(28. August.)

Aurelius Augustinus ward 354 zu Tagaste, einem Städtchen Numidiens, unweit Hippo, geboren. Sein Vater Patricius, ein vornehmer Mann und bis kurz vor seinem Tode ein Heide, war nur darum besorgt, daß sein talentvoller Sohn zu einer ruhmvollen Stellung in der Welt gelange. Desto eifriger war seine christliche Mutter, die hl. Monica, bestrebt, für das Seelenheil ihres Sohnes zu sorgen. Schon in seinem zarten Alter ließ sie ihn unter die Zahl der Katechumenen einschreiben und pflanzte die Grundlagen der christlichen Religion so tief ein, daß selbst die Verirrungen seiner Jugend sie nicht völlig auszureißen vermochten. Als Knabe mußte Augustinus durch Züchtigung zum Lernen angehalten werden, dagegen in reiferen Jahren erwachte in ihm eine besondere Vorliebe für die Wissenschaft. Als er 16 Jahre alt war, schickte ihn der Vater zur weiteren Ausbildung nach Madura, einer nahen größtentheils heidnischen Stadt. Nach dem Tode seines Vaters, der kurz vor seinem Tode auf Zureden seiner Gattin die Taufe empfangen hatte, kam Augustinus, durch einen reichen Verwandten unterstützt, nach Carthago, welches damals der Sitz der Gelehrsamkeit für Nordafrika, aber auch der Sammelplatz für alle Lüfte und

Ausschweifungen war. Hier konnte er den schlimmen Eindrücken, welche die schamlosen Festspiele, das Theater mit seinem lasciven Ton und der Umgang mit ausgelassenen Genossen auf ihn übten, nicht widerstehen; er gab sich den Ausschweifungen seiner Altersgenossen hin. Erst 18 Jahre alt, hatte er einen unehelichen Sohn, den er Aeodat nannte. Freilich fehlte es ihm nicht an Gewissensbissen, und immer mehr erfuhr er an sich das Wort, daß das Herz unruhig ist, bis es Ruhe findet in Gott. Durch die Lectüre des Hortensius von Cicero wurde er ernster gestimmt und begann eifrig die Schriften des Aristoteles und anderer älterer Philosophen zu studieren. Die hl. Schrift aber, die ihm seine Mutter dringend empfahl, mißfiel ihm ihrer einfachen Form wegen, ihren sittlichen Anforderungen zu folgen, fehlte ihm Muth und Kraft.

Bei dem innern Zwiepsalt, den er empfand, suchte er, 20 Jahre alt, die ihm zusagende Deutung des Christenthums bei den Manichäern. Ihre phantasiereiche Lebensanschauung fesselte ihn zwar, konnte ihn aber nicht vollauf befriedigen. Er kehrte in seine Vaterstadt zurück und wurde Lehrer der Rhetorik. Viele Thränen weinte die Mutter um ihren geliebten

Sohn, und unablässig flehte sie zum Himmel um dessen Befehring. Einst träumte ihr, sie stehe auf einem Nichtsheit und von einer hehren Gestalt, die sie freundlich anredete, vernahm sie die beruhigenden Worte, sie möge nur um sich schauen, so werde sie sehen, daß ihr Sohn auch dastehe, wo sie sei; um sich blickend habe sie dann wirklich ihren Sohn auf demselben Nichtsheit gesehen. Als sie diesen Traum ihrem Sohne erzählte, bemerkte dieser, daß auch sie einst noch seinen Glauben annehmen werde. Monica aber erwiderte schnell: Nein, es ist mir nicht gesagt worden: „wo er ist, da wirst auch du sein,“ sondern: „wo du bist, da wird auch er sein.“

Eine ähnliche Hoffnung machte der trauernden Mutter auch ein Bischof, der früher selbst Manichäer gewesen, und den sie bat, ihren Sohn zu bekehren. Ein Mann wie Augustinus, sagte derselbe, werde, wie auch er, noch zur Erkenntnis der Wichtigkeit des Manichäismus gelangen, und es sei unmöglich, daß der Sohn so vieler Thränen verloren gehe.

Einstweilen schien dafür keine Hoffnung vorhanden zu sein. Augustinus suchte sich einen größeren Wirkungskreis zu Carthago und fand dort als Lehrer der Rhetorik vielen Beifall. Hier war es auch, wo Augustinus sich immer mehr von der Secte der Manichäer zu trennen begann. Er lernte allmählig die schlechten Sitten der Manichäer kennen; durch Studien der Naturwissenschaften erkannte er das Alberne der manichäischen Lehre vom Naturleben; durch eine Unterredung mit dem ihm früher hochgerühmten manichäischen Bischof Faustus, einem Schwärzer, erlangte er die schmerzliche Gewissheit, daß er seit Jahren schmählich betrogen worden sei. Mit sich selbst zerworfen, gab er dem Zureden einiger Freunde nach,

begab sich gegen Wissen und Willen seiner Mutter nach Rom und trat hier, nachdem er eine schwere Krankheit überstanden hatte, als Lehrer der Beredsamkeit auf. Er erregte bald dieselbe Bewunderung wie in Carthago. Nachdem er sich kaum ein halbes Jahr in Rom aufgehalten hatte, verschaffte ihm der Präfect Symmachus von Rom den Ruf als öffentlicher Lehrer nach Mailand.

Hiermit beginnt der Wendepunkt in Augustinus' Leben. Augustinus besuchte aus Höflichkeit den Bischof der Stadt, den hl. Ambrosius, und dieser flößte ihm Hochachtung und Zutrauen ein. Er hörte fleißig die Predigten des verehrten Kirchenfürsten, zuerst freilich nur wegen ihres rednerischen Wertes.

„Allein allmählich,“ sagte er selbst, „kamen mit den Worten auch die Sachen, die ich vernachlässigte, und während ich darauf aufmerkte, wie er sprach, prägte sich mir auch ein, wie wahr er sprach.“

— Die treue Mutter war dem Sohne nach Mailand gefolgt. Von der manichäischen Secte sagte sich Augustinus nunmehr auch äußerlich los und nahm von Tag zu Tag eine ernstere Haltung an; er erlangte den Muth des Forschers wieder, griff auch wieder zur hl. Schrift und entdeckte seinem vertrauten Ratgeber und Freund Simplicianus seinen

Zustand; aber noch sträubte sich der alte Mensch in ihm gewaltig gegen dessen Rathschläge. Er betete, von seiner Sündenlast befreit zu werden, aber fürchtete sich zugleich vor diesem Augenblicke. Er kämpfte einen schweren Kampf zwischen Geist und Fleisch, den er in seinen Bekenntnissen mit erschütternder Wahrheit und schonungsloser Enthüllung seiner Armseligkeit schildert.

Da hörte er seinen Freund Pontianus vom hl.



Der hl. Augustinus.

Antonius erzählen, wie er die Welt und alles, was ihm die Welt bieten wollte und konnte, verließ. Er ward tief ergriffen, gieng in den Garten und weinte und flehte; da hörte er eine liebliche Stimme rufen: „Nimm und lies!“ Er nahm die hl. Schrift, schlug sie aufs Geradewohl auf, und die Worte, welche ihm zuerst in die Augen fielen, waren: „Wie am Tage laßet uns ehrbar wandeln; nicht in Schmausereien und Trinkgelagen, nicht in Unzucht, Zank und Reid, sondern ziehet den Herrn Jesum Christum an und pfleget der Sinnlichkeit nicht zur Erregung der Lüste.“ (Röm. 13, 13 u. 14.) Darin erkannte Augustinus eine unmittelbare Mahnung Gottes und fühlte auch durch den lebendigen Einfluß der Gnade die Kraft in sich, ein neues Leben zu beginnen. Unbeschreiblich war die Freude der Mutter über die Befehrung ihres Sohnes. Augustinus zog sich mit ihr und einigen Freunden in die ländliche Einsamkeit, auf die Villa Cassitiacum, Eigenthum seines Freundes Verecundus, zurück und lebte hier ausschließlich frommen Uebungen, sowie wissenschaftlichen Studien und Arbeiten.

Am Charfreitag 387 empfing Augustinus mit seinem Sohne Adeodatus, der bald nachher starb, und seinem Freunde Alypius durch den hl. Ambrosius die hl. Taufe. Augustinus entschloß sich nun, in sein Vaterland zurückzukehren; als aber seine hl. Mutter zu seinem großen Leidwesen in Ostia gestorben war, begab er sich nach Rom und trat hier schriftlich und mündlich gegen die manichäische Secte auf.

Im Spätherbst 388 kehrte Augustinus über Carthago in seine Vaterstadt zurück, verkaufte die von seinem Vater ererbten Güter und vertheilte den Erlös unter die Armen. Drei Jahre lebte er dann

mit einigen Freunden in klösterlicher Zurückgezogenheit, bis er, durch seine Ascese und seine Schriften berühmt, trotz seines Widerstandes in der nahen Stadt Hippo vom Bischof Valerius zum Priester geweiht wurde. Um Ostern 392 trat er sein Amt an. Sein Ansehen war schon damals sehr groß, und er wurde zuerst zum Coadjutor des greisen Bischofes, nach dessen Tode aber zum Bischof erwählt. —

Von da an beginnt, die Glanzperiode von Augustinus' Leben. Als Bischof setzte er die bisherige Lebensweise fort; er lebte mit seinem Clerus nach klösterlicher Art. (Von ihm leiten sich daher die Augustiner ab.) Er lebte sehr einfach und mäßig, war dabei gastfreundlich und mildthätig. An seinem Tische durfte nie mit Tadel über Abwesende gesprochen werden. Er entfaltete ebenso großen Eifer und Tugend, als auch Talente und Kenntnisse. Aller Selbstsucht und irdischen Lust abgestorben, verband er mit Kraft und Energie die lieblichste Sanftmuth und Demuth.

Seine Schüler wurden meist Bischöfe und wirkten gleich ihm für Ausbreitung des religiösen Lebens in Afrika. Augustinus starb am 28. August 430, im 3. Monate der Belagerung Hippo's durch die Vandalen. Seine Gebeine kamen nach 56 Jahren durch die von den Vandalen verbannten Bischöfe nach Sardinien; 223 Jahre später brachte sie der Longobardenkönig Luitprand nach Pavia. Die christliche Kunst gab dem hl. Augustinus als Erkennungszeichen ein brennendes Herz zur Bezeichnung der glühenden Gottesliebe, welche alle seine Schriften durchweht. Von Bonifacius VIII. wurde Augustinus zum Kirchenlehrer erhoben.



Ein Neger für die Sache der Neger oder „Meine Brüder, die Neger in Afrika.“

Ein ernstes Wort an Europas Christen von P. Daniel Sorur Pharim Den, zu Kairo († am 11. Jänner 1900).

(Schlus.)

Anzählige Urtheile von Afrikareisenden bestätigen die Empfänglichkeit der schwarzen Rasse für Kultur und Christenthum.

Hören auch wir, wie die Missionäre in dieser Hinsicht urtheilen. Ihre Berichte sprechen von der Fähigkeit der Neger, christliche Lehre und Gesittung in sich aufzunehmen.

So berichtet P. Horner über die Erfolge der Mission von Sansibar: „Von Anfang an zeigten sich bei den Negern bedeutende Anlagen für mechanische Arbeiten, und die Werkstätten der Mission konnten in kürzester Zeit verschiedene Arbeiten für Araber und Europäer in Angriff nehmen. Diejenigen Knaben, welche höhere Begabung verriethen, bekamen Unter-

richt im Lateinischen, und bald konnte man zur Erziehung eines kleinen Seminars schreiten, das den ersten Grund legen soll zur Heranbildung eines eingebornen Clerus. Ebenso errichtete die Mission eine Arbeitsschule, wo die Kinder in nützlichen Handarbeiten unterrichtet wurden.“

Reisende, die zum erstenmal mit diesen erniedrigten Naturen zusammenkommen, mögen freilich alsbald auf ihre Unfähigkeit für alle sittliche und geistige Entwicklung schließen; sie urtheilen zu oberflächlich. Der Missionär, der Jahre lang mit ihnen umgeht, kann ein sicheres Urtheil abgeben, er sagt, daß er oft erstaunt sei über die Fähigkeiten, welche er in diesen ohne jegliche Bildung gebliebenen Seelen antrifft, und er ist glücklich, diesen Beweis zu liefern. „In Sansibar,“ sagt P. Horner, „werdet ihr ein kleines Seminar finden, wo in diesem Jahr (1875) vier junge Schwarze ihre Tertia machen. Ich glaube nun ohne Furcht behaupten zu können, daß keiner von ihnen in irgend einem Lyceum zu den letzten der Classe zählen würde. Ich wage sogar zu sagen, daß der Talentvollste unter ihnen in jeder Anstalt einen der ersten Plätze einnehmen würde. Gebet den Schwarzen eine rechte Erziehung, und sie werden ungefähr den Kindern Europas gleichen.“ (Schneider, Kath. Mission. von Zanguibar. S. 312.)

Unzählig sind die Zeugnisse der Missionäre, welche für die materielle und geistige Bildungsfähigkeit der Neger sprechen, wenn diese in die Hände von Christen kommen. Ebenso erfreulich sind die Berichte über die moralische Haltung der Schwarzen, die das Glück haben, christlichen Unterricht und Erziehung zu genießen.

P. Horner erzählt in der Geschichte des einst lebendig begrabenen Negermädchens Suema, nun Mitglied der Congregation der Töchter Mariae in Sansibar, folgende rührende Scene: Das Spital der katholischen Mission ist allen Kranken ohne Unterschied geöffnet. Eines Morgens nun wurde der Oberin gemeldet, daß eben ein Transport von Arabern, die im Kampf mit englischen Kreuzern verwundet worden waren, im Krankensaal angekommen seien. Es war gerade die Reihe an Suema, die Krankenschwestern zu unterstützen. Das Mädchen beeilte sich, alles erforderliche herzurichten, und tritt in den Saal.

Welche Ueberraschung! Wenig hätte gefehlt und sie wäre in Ohnmacht gesunken. Der erste, der ihr in die Augen fällt, ist jener Karawanenführer, jenes Scheusal, das ihre Mutter auf dem Transport in die Sklaverei mißhandelt hatte! Er befand sich in einem entsetzlichen Zustand: sein Kopf war von einem Säbelhieb gespalten und die Brust von mehreren Bajonettstichen durchbohrt. „Mein Gott! Es ist der Araber!“

Die Schwester Oberin wandte sich zu ihr mit den Worten: „Suema, meine Tochter, Dein Unglück verdient einen Lohn. Sieh, wie Dir Gott in seiner Barmherzigkeit Gelegenheit gibt, ein Werk von unschätzbarem Wert zu üben. Glücklich jene, die so viel Gelmuth besitzen, um Böses mit Gutem zu vergelten! Gott wird sie einstens dafür belohnen. Ein wenig Muth meine Tochter, und der Sieg ist Dein! Du, meine liebe Suema, mußt diesen Menschen pflegen.“ Suema schaute die Oberin an und gehorchte, zitternd am ganzen Leib, ihrem Befehl. Sie nahm ein Tuch und begann die Wunden des Arabers auszuwaschen. Dies kam ihr anfangs hart, sehr hart an; sie gestand es nachher selbst, welche Abneigung und Haß sie gegen den Mann empfand und sie nahe daran war, ihren Todfeind zu verfluchen. Allmählig aber überwand sie sich mit Gottes Hilfe, und an Stelle des Hasses trat bald ein tiefes Mitleid. Sie selbst wunderte sich über diese plötzliche Sinnesänderung. Nachher gieng sie heimlich in die Hauskapelle der Schwestern, und vor dem Altar der Mutter Gottes niedergestreckt, rief sie schluchzend aus: „O Maria, meine Mutter, habe Mitleid mit jenem Unglücklichen, dem zu verzeihen Du mir den Muth gegeben hast; nun verzeihe ich ihm aufrichtig.“

Die Oberin war inzwischen, unbemerkt von Suema, hinzugetreten und hatte ihr Gebet gehört; sie neigte sich über die Negerin und umarmte sie unter Thränen freudiger Nührung. Sie dankte Gott und der heiligen Jungfrau für die Gnade dieser wunderbaren Bekehrung.

Bisher war Suema nicht zur Taufe zugelassen worden; das einzige Hinderniß hatte noch bestanden, daß sie ihren Feinden nicht verzeihen konnte.“ — (Schneider, a. a. D. 1. Cap. 5.)

Nach Hunderten und Tausenden ließen sich solche rührende Beispiele anführen, welche sämmtlich beweisen, wie der wahre Geist des Christenthums auch in den Seelen der Schwarzen Wunderbares zu wirken vermag. — Daß in den schwarzen Krausköpfen auch einige Intelligenz steckt, und daß Beispiele von ungewöhnlichem Talent und scharfem Verstand unter ihnen nicht so selten sind, beweist eine große Anzahl von Negern und Negerinnen, die in Europa oder von Europäern erzogen wurden.

Wir erwähnen z. B. jene Negerknaben, die im Institut des Don Mazza in Verona, in dem des P. Ludovico di Casorio in Neapel, in der Propaganda zu Rom usw. ihre Erziehung erhielten. Nach wenigen Jahren waren sie civilisirt, und was noch mehr ist, gute Christen. Einige von ihnen zeigten mehr als gewöhnliche Geistesgaben. Kazual und der Bari Loguit Lo Ladu, zwei Negerknaben, die in der katho-

lischen Mission von Centralafrika Erziehung und Unterricht genossen hatten, kamen nach Europa und unterrichteten einen Gelehrten in ihren Muttersprachen, und zwar mit solchem Erfolge, daß dieser die Grammatiken und Wörterbücher zu denselben abfassen konnte.*)

Ähnliches läßt sich sagen von den zahlreichen Negerinnen, welche durch den ehrwürdigen Diener Gottes Don Olivieri aus der Sklaverei befreit, nach Europa gebracht und in verschiedenen Nonnenklöstern erzogen wurden. Fast alle entsprachen den Erwartungen ihres Wohlthäters: sie zeigten gute Anlagen und guten Willen.

Die Missionen der Jesuiten am Zambesi, diejenigen der Congregation vom hl. Geist in Senegambien und in Ostafrika, und besonders die Missionen der Trappisten in Marianhill (Natal, Südafrika) unter den Kaffern, wie auch die in Centralafrika, hatten bis jetzt glückliche und theilweise sehr glückliche Erfolge.

Cardinal Gibbons, Erzbischof von Baltimore, drückt sich in einem Vortrag, in dem er jährliche Collecten zu Gunsten der Indianer- und Negermissionen empfiehlt, folgendermaßen aus: „Es sind jetzt (in den Vereinigten Staaten von Nordamerika) etwa sieben Millionen Neger, und die Negerfrage ist bereits zu einem ernstern Problem für das amerikanische Volk geworden. Meines Erachtens wird die beste Lösung in der Christianisierung der Neger liegen. In einigen Districten unseres Landes soll ihre Religion in eine Art Fetischdienst ausgeartet sein, der lediglich in äußerlichen Formeln besteht, ohne jede religiöse Grundlage und sittliche Verpflichtung. Von Natur aus sind die Neger religiös angelegt. Sie zeigen gute Lebensart, sind liebenswürdig und dankbar, gehorsam und unterwürfig; wenn ihre Haltung am Ende des letzten Krieges auch kein Lob verdient, so ist zu bedenken, daß sie eben die Macht, Böses zu thun, in Händen hatten. Hat man sie aber nur einmal christlich gemacht, so werden sie zweifellos ein nützlichcs Element der Gesellschaft bilden.“

Von allen Negern in den Vereinigten Staaten ist ungefähr der vierte Theil katholisch. In den letzten 20 Jahren hat die amerikanische Bundes-Regierung sehr viel gethan für die Bildung und Erziehung der Schwarzen. Das katholische Amerika hat dabei mit Eifer und Liebe mitgewirkt, und die erzielten Resultate beweisen abermals aufs Klarste, welche Fortschritte der Neger im Schoß des Christenthums oder vielmehr in der katholischen Kirche zu machen im Stande ist.

*) Ein ähnliches Beispiel ist P. Daniel selbst, welcher in diesem Aufsatze das beste Zeugnis davon ablegt. — Die Schriftleitung.

Mehrere ganz nach kirchlichen Grundsätzen eingerichtete klösterliche Genossenschaften von Neger-schwestern liefern den Beweis, daß unser religiöses Leben nicht ein rein äußerliches ist, sondern auf innerer Ueberzeugung beruht. Die Thätigkeit dieser Schwestern beschränkt sich indeß nicht auf das Gebet und andere religiöse Uebungen, sondern sie widmen sich auch der Erziehung der Negerkinder.

* * *

Man könnte mir vorwerfen, ich beurtheile die Negerrasse doch etwas zu günstig. Allein ich wollte bloß dem ganzen ungerechtfertigten Vorurtheil entgegenreten, als ob dieselbe von Natur aus unfähig wäre, christliche Religion und Cultur anzunehmen. Ich gestehe gern, daß der Neger faul, träg, indolent ist; dies ist jedoch in äußeren Umständen, im Klima und in den Bedürfnissen, begründet. Der Mensch im Naturzustande kommt nicht dazu, die angeborene Neigung zu einem möglichst bequemen Leben zu überwinden, sofern ihm nur die Erde von selbst die nothwendigsten Lebensmittel liefert. Er weiß nichts von höheren Bedürfnissen, er hat keine Ahnung von idealen Gütern des Lebens, von Wissenschaft, Kunst, Ehre und Ruhm, er fühlt daher auch keinen Antrieb in sich, durch Arbeit und Thätigkeit sich eine bessere Existenz zu schaffen.

So ist es gerade beim Neger. Es gibt Völker in Afrika, die gar keinen Ackerbau treiben, weil sie sich mit den Erzeugnissen des fruchtbaren heimathlichen Bodens begnügen. Einige wenige Stämme leben ausschließlich von der Jagd und laufen lieber dem Wild nach, als daß sie Ackergeräthe in die Hand nehmen und ein Stück Land bebauen. Im allgemeinen treiben die Neger wenigstens so viel Ackerbau, als sie zum Lebensunterhalt bedürfen. Wo dies nicht geschieht, liegt der Grund meist in den unaufhörlichen Einfällen der Araber und der Nachbarstämme, oder in der Tyrannei ihrer eigenen Häuptlinge.

Baron von der Decken sagt: „Die Eingebornen am Nyassasee, die Wagindo und Wagao, verkaufen keine Sklaven, selbst nicht um den höchsten Preis, eben, weil sie dort in dem ungemein fruchtbaren schönen Lande Ackerbau treiben und die Leute dazu selbst brauchen. Das beste Mittel, den Menschenhandel mit der Wurzel auszurotten, ist das, den Ackerbau zu heben. Niemand, der Sklaven nothwendig braucht, wird sie verkaufen. So lange aber der Vortheil Käufer und Verkäufer zu solch elendem Schacher reizt, wird man sich vergeblich bemühen, das Uebel ganz auszurotten.“

Allerdings bezweifeln nicht wenige die Möglichkeit der Civilisation der wilden und halbwilden afrika-

nischen Stämme. „Aber,“ sagt Kersten, „die Ackerbauer von Witu liefern uns den Beweis, daß auch in Afrika durch Ordnung der gesellschaftlichen Verhältnisse und durch weise Verwaltung die Völker zu höherer Entwicklung gelangen. Die Wahrnehmung ist um so erfreulicher, als wir das Gegenstück davon kennen lernten: daß durch Krieg, Gesetzlosigkeit, Unsicherheit des Besitzes und Sclavenhandel bühende Landstriche veröden, gut geartete Völker verwildern. Den Bewohnern Ostafrikas, welche, wie alle sogenannten Wilden, als Kinder zu betrachten sind, thut hauptsächlich eine vernünftige Vormundschaft noth; findet diese, eine bessere natürlich, als die arabische, dereinst für größere Strecken statt, so wird das Land sicherlich auch wieder zu jener alten Blüte kommen, welche die Portugiesen in Erstaunen setzte, die Bevölkerungen werden sich wieder des Wohlstandes zu erfreuen haben, auf welches sie durch ihre Anlagen und durch die über sie ausgeschütteten reichen Gaben der Natur so großes Anrecht besitzen. Diesen Zustand aber herbeizuführen haben die Nationen, welche auf der Höhe der Gesittung stehen, nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht.“ (v. d. Decken, a. a. D. II. S. 377.)

Was Kersten über die Ostafrikaner berichtet, daselbe gilt auch von vielen Stämmen Centralafrikas z. B. den Dinka, Nuba, Bongo, Sande, Monbottu und andern Völkerschaften, die am Congo und seinen Nebenflüssen, an den großen Seen und im Sudan wohnen.

Will man aber trotz der angeführten Gründe und Thatfachen, welche die Trägheit des Negers theils entschuldigen, theils die darauf bezüglichen Behauptungen widerlegen, — will man also dem Neger immer noch Trägheit vorwerfen, so ziehe man endlich das Klima seiner Heimat in Betracht. Es wäre durchaus falsch, zu glauben, der Neger sei gegen die Hitze ab-

solut unempfindlich, wie auch die Europäer gegen die Kälte nicht unempfindlich sind. Allerdings sind wir Neger im Stande mit viel geringerer Beschwerde heiße Witterung zu ertragen, aber auch bloß bis zu einem gewissen Grade. Die Europäer, welche schon in Afrika gelebt haben, können aus eigener Erfahrung bezeugen, welche Selbstüberwindung es kostet, sich bei großer Hitze zur Arbeit zu zwingen. So lange unsere Lage nicht eine durchgreifende Aenderung erfährt, wird die Neigung zur Trägheit, oder besser gesagt, der Widerwille gegen jede Arbeit bleiben, deren Nutzen wir im dormaligen Zustand nicht einzusehen vermögen. Wenn wir aber einmal nicht mehr für die Araber, sondern für uns selbst arbeiten dürfen, und das Verständnis für Gewerbe und Handel, die Liebe zur Wissenschaft und der Ehrgeiz im Herzen der Schwarzen erwachen, so werden diese bald Thätigkeit und Energie zeigen. Zur Erreichung dieses Zieles ist es, ich wiederhole es, absolut nothwendig, daß auswärtige Mächte uns unterstützen, ja durch gesetzliche Anordnungen unter christlicher Oberhoheit oder Vormundschaft uns zwingen, die angeborenen Fähigkeiten zu entwickeln und nutzbar zu machen.

Eine große Mission ist heute zu erfüllen. Es handelt sich um nichts geringeres, als um die Zukunft eines ganzen Erdtheils, die materielle und moralische Hebung einer ganzen Rasse, die bisher wenig mehr galt, als die Hefe des Menschengeschlechtes. Europa hat sich bereits mit unsterblichem Ruhme gekrönt, es ist die Mutter der amerikanischen Kultur. Selbst Asien, wenigstens der äußerste Osten desselben, zieht aus dem Verkehr mit Europa neue Lebenskräfte zu politischem und socialem Fortschritt. Wenn Afrika einst durch das Verdienst Europas im Besitz der christlichen Kultur sein wird, dann wird in des letztern Ruhmeskrone ein neuer herrlicher Edelstein erglänzen.



Die Thierwelt im Sudan.

(Schluß.)

Reicher und interessant ist im Sudan die Vogelwelt, die noch lange neue Vögel liefern wird.

Unter den Raubvögeln ist hier wohl der weißköpfige Fischadler der schönste, der sich, wie schon der Name besagt, mit der Fischerei befaßt. Sein federer Ruf, wobei er ganz sonderbar den Hals verdreht, ist weithin hörbar. Er nistet auf hohen Bäumen neben dem Flusse. Außer diesem gibt es noch eine Menge Gaukeladler (*Helotarsus caudatus*), Schreiadler, Haubenadler, Falken, Steppenweih, Secretärvogel und andere; sie alle zeichnen sich durch ihren Gestalt aus und finden sich überall.

Von Geiern gibt es in diesen Ländern eine Unzahl, sie vertreten die Sanitätspolizei und wittern das Nas schon von Weitem. Kaum hat man ein Wild erlegt, so erscheinen sie schon auf den Bäumen und man muß seine Beute oft gegen sie vertheidigen. Von ihrem Treiben erzählt ein Missionär ein schönes Geschichtlein: „Von einer benachbarten Station kam an einem Sonntage der Herr mit ein Paar Dienern zu uns zum Gottesdienste; nachmittag baten ihn zwei unserer Knaben, er möchte ihnen ein Elephantengewehr leihen. Er that's, die Knaben giengen in den Wald, um sich eine Gazelle zu schießen, und wirklich trafen sie eine an und streckten sie mit dem ersten Schusse nieder. Sie zogen das Thier aus, machten Stücke, und beschloffen, weil sie nicht alles tragen konnten, das Fleisch an einen benachbarten Weg zu schaffen, um es dann leichter zu finden. Sie trugen die Hälfte dorthin, und weil sie die Geier gut kannten, so versteckten sie es unter einer Staude und machten es mit Reisig fest zu. Sie kehrten zu der anderen Hälfte zurück, fanden bloß mehr die Knochen und den Kopf, dem aber auch schon die Zunge und die Augen herausgerissen waren. Traurig nahmen sie die Haut und den Kopf und kehrten zum andern Fleische zurück — fanden aber nur mehr ein Stück vom Fuße, alles Andere war verzehret. Mißmuthig und traurig kamen die glücklichen Jäger zurück.“

Von Klettervögeln gibt es grüne und graue Papageien in Menge, vornehmlich am obern Nil. Der graue Papagei, der am Bahr Ghazal häufig ist, lernt bald sprechen und spotten, kann auch von Natur aus sehr gut das Nügelausziehen. Wo es einen solchen gibt, muß er heraus, und sollte es den Schnabel kosten! Auch er gehört zum Handelsmonopol der Regierung, und kostet das Pärchen die schöne Summe

von 20 Thalern im Papageienlande. Viele verkümmern auf dem Transport, da man auf sie zu wenig acht hat.

Der possierliche Colibri, der Schreibvogel, der kleine bunte Eisvogel, die grünen und rothen Möriergattungen, Schwalben, Wüstenlerchen (*Ammomanes deserti*), der Republikaner, an den sich bei den Nuba allerlei Aberglaube knüpft, und andere singen in den grünen Limonen- und anderen Bäumen und Sträuchern das Lob Gottes. Dafür fehlt desto mehr der Gesang in den afrikanischen Wäldern. Gerade die schönsten Vögel sind hier stumm, und nur ein paar unansehnliche kleine Vöglein im grauen Kleide verdienen Sängergenannt zu werden. Zur Regenzeit wechseln sehr viele ihre Farben, deren Zusammensetzung zu beschreiben fast ans unmögliche grenzt.

Es ist natürlich, daß unser guter Landsmann Spatz auch im Sudan nicht fehlt, nur mit dem Unterschied, daß er hier noch ungezogener ist, als bei uns. Man kann sich keinen Begriff machen über die Schwärme, wenn man sie nicht gesehen. Stundenlang rauscht Schwarm an Schwarm wie Wolken durch die Lüfte; wollen sie sich wo niederlassen, so drehen sie sich früher im Wirbel; geschieht es in reifen Durrahsfeldern, so haben sie in ein paar Tage die Ernte vollendet. Da hilft kein Schreien und Dreinwerfen, sie ziehen ab, wenn nichts mehr da ist. Sie sind nicht von einer Farbe, sondern ganz bunt untereinander, es gibt ganz rothue und graue, andere haben die Farbe von unseren Sperlingen. Viele sind gelb, und von diesen hat wieder eine Gattung ein schwarzes Gesicht, eine andere ein schwarzes Halsband und wieder eine einen schwarzen Streifen am Bauche. Bei vielen spielt die Farbe ins Grüne. Es sind bei zwanzig Gattungen dieser Vögel Wenn ein Schwarm sich vom Boden erhebt, so drehen sie sich anfangs im Wirbel und da fliegen sie so dicht daß ein Missionär mit einem Schusse 85 Stück herabschoß. Auch die schwarzen Buben fangen viele indem sie mit Stöcken dreinwerfen. Bei einem oder dem anderen Negerstamm verderben sie jährlich die ganze Ernte.

Tauben gibt es überall, Haustauben, Wildtauben und die spottenden Lachtauben, die einen manchmal unter den Palmenhainen thatsächlich zum Lachen bringen können.

Auch die Hühnerwelt steht nicht zurück. Perlhühner, Pharaonenhühner, Rebhühner

finden sich überall, so zwar, daß man bei jedem Schusse mehrere, oft 7, 8 bis 10 Stück der leckeren Beute auflesen kann.

Von Laufvögeln finden sich in den Steppen der *Cursorius isabellinus*, Trappen (*Otis arabs*), der Strauß und andere. Letzterer kommt besonders in Sennaar, Kordofan und Bahr Abiad vor, wird vielfach in der letzten Zeit gezüchtet, aber seine Federn werden dadurch weniger schön und hauptsächlich weniger ausdauernd; Kenner unterscheiden sie sofort.

Mit dem Nordwinde kommen nach der Regenzeit die schönen Reihern der Kronenkraniche, welche den Gefügeljägern ein eigenes Jucken verursachen, aber wegen der großen Höhe, in der sie dahergezogen kommen, selten erreichbar sind. Sie haben die Eigenthümlichkeit, daß die Stimme des Weibchens gegen die des Männchens um eine reine Terz höher ist. Am zahlreichsten scheinen sie bei den Schilluk zu sein, obwohl sie auch anderswo getroffen werden. Eine Unzahl Steinmägen, (*Saxicolae*), Strand-



Häusergruppe in der Inselstadt Suakin.

Der Sumpfvogel gibt es Millionen. In erster Linie gehören hieher unter anderem die Reiher, die in jeder Farbe und Größe, selbst bis zu 5 Schuh Höhe vorkommen; dann die Störche, wie der „Marabu“ mit seinen kostbaren Flaumen und der riesige so schöne „Abu-mia“, diese Zierde der Sümpfe mit seinem rothen schuhlangen Schnabel und rothen forallenartigen Ohrläppchen und gelben Häubchen. Die Araber gaben ihm den Namen „Vater der Hundert“, weil das erste Exemplar, das vom Weißen Fluße nach Chartum gebracht wurde, mit hundert (mia) Thalern bezahlt wurde.

pfeifer, Regenspfeifer, Wasserläufer-Lappen-Ribitze und andere ergänzen zum Schrecken des Ungeziefers diese gefiederte Gesellschaft.

Von Gänsen und Enten gibt es verschiedene Arten; von den ersteren ist besonders eine, „Atuot“ genannt, erwähnenswert, die mit ihrem rothen Helme auf dem Scheitel am meisten auffällt. Wegen ihrer Größe und ihres schmackhaften Fleisches, versuchte man sie in Chartum zu züchten, sie will aber außer ihrer Heimat Bahr Abiad nicht gut gedeihen.

Andere Vogelgattungen geben sich bloß mit der Fischerei ab, worüber sich die Negerfischer beklagen;

hierher gehören die Löffelgans, der Pelikan, der Schuhvogel und andere. Die Pelikane, so hier in Scharen zu Hunderten herumziehen, treiben den Fischfang ganz systematisch; sie gehen nicht auf das Unbestimmte ohne Ordnung aus, sondern sie ziehen in geschlossenen Reihen herum, machen ganz strategische Schwentungen, um die armen Fischlein am feichten Ufer einzuschließen; und was so dort umzingelt ist, kann schwer entweichen. Dieses Manöver wird so lange wiederholt, bis sie satt sind. Allein dazu gehört viel, sie halten sich im Kropfe ein eigentliches Magazin, weswegen die Negerbuben, wenn ein Pelikan geschossen worden, schnell herbeilaufen, ohne viel Umstände mit der Hand in den Kropf hineingreifen und meistens einige ganz frische Fische erbeuten. Ein interessanter Vogel ist auch der Schuhvogel oder Abumercub (Schuhvater), welcher ebenfalls ganz von Fischen lebt. Sein Körper gibt dem Schwan wenig nach, seine Füße sind verhältnismäßig, seine Farbe ist dunkles Aschgrau, allein sein Merkwürdigstes ist der Schnabel, der 12 bis 14 Centimeter lang und 8 Centimeter breit, vorne abgerundet und so dick ist, dass er einem Schuh nicht unähnlich sieht; daher auch sein Name.

Die Insectenwelt des Sudan, so reich sie ist, so unbekannt ist sie noch, da mit einer principiellen Insectenforschung sich sozusagen niemand noch befasst hat. So wollen auch wir absehen von den zahllosen schönen und unschönen Käfer- und Schmetterlings-Arten und wollen nur jene Insecten erwähnen, die durch ihren Schaden oder Nutzen für den Menschen eine größere Aufmerksamkeit verdienen.

Bienen findet man in den großen Wäldern wild lebend; sie liefern süßen Honig und schönes Wachs für das Handelsmonopol der Regierung.

Unter den Millionen und Milliarden von lästigen Fliegen ist die Tsetsefliege sehr gefürchtet, weil sie den Nomadenstämmen in und um Senaar und Kordofan Kinder und Pferde durch ihren giftigen Stich tödtet. — Eine wahre Landplage in den niederen Flussgegenden sind die Mosquitos oder Stechmücken. Im Lande der Nuer und Kyetsch sind sie in unglaublichen Mengen, sodass abends förmlich alles summt und es eine wahre Höllequal sein muss, im Freien übernachten zu müssen. Doch haben die Thierchen das einzige Gute, dass man untertags etwas verschont ist; denn mit Aufgang der Sonne verkriechen sie sich ins Gras und dunkle Räume, erst mit dem Dunkel des Abends kommen sie wieder hervor, um bei Menschen und Vieh ihre Aderlässe vorzunehmen. Der Mensch kann sich durch ein Fliegen-garn gut schützen, doch leiden die Thiere ungemain. Man macht daher allgemein um das Vieh herum großen Rauch, den diese Mücken nicht ertragen

können. Die Neger selbst schlüpfen ganz in die Asche hinein.

Den Hunden sind die Mosquitos eine furchtbare Plage; sie winseln, laufen herum, doch es hilft nichts. Selbst den Vögeln setzen sie zu, wie man es z. B. bei Hühnern und Tauben bemerken kann. Nur ein Thier gibt es, das von dieser Plage ganz frei zu sein scheint, und das ist die Katze; diese sitzt im ärgsten Gesumse ruhig. — Diese Plage dauert an höhern Stellen bloß die Hälfte des Jahres. Die frischen Nordwinde tödten und verschleuchen sie Ende November.

Nicht nur lästig, sondern auch sehr schädlich sind unter den Ameisen die Termiten mit ihren hohen Regelbauten. Die Termiten sind große weiße Ameisen und bilden unter sich drei vollständig getrennte Classen. Da sind vor allem die Arbeiter, die das Amt eines Grubenarbeiters und zugleich Baumeisters in sich vereinen. Sie bauen in der Tiefe des Erdbodens, errichten sich dann pyramidenförmig angelegte, wahrhaft colossale Bauten, die schon manchen Wanderer getäuscht haben, so dass er von Ferne glaubte, ein Negerdorf zu erblicken. Ein Termitenhaus ist oft tausendmal so groß, als das Thierchen, das ihn gebaut hat, und so fest und stark, dass eine Herde Büffel gegen ihn anstürmen kann, ohne ihn unzurennen. — Den Arbeitern zur Seite stehen die Soldaten, von zierlicher Körperform, am Kopfe mit einem kleinen spitzen Horn bewaffnet. Man findet sie fast unausgesetzt außerhalb der Wohnung, wo sie über die Sicherheit aller wachen, die Bauten der Arbeiter schützen, jederzeit bereit, für die Vertheidigung ihrer Brüder zu sterben. — Die dritte ganz besonders bevorzugte Classe besteht nur aus zwei Mitgliedern, genau genommen sogar nur aus einem, denn der König spielt keine Rolle und ist sozusagen nur der Gatte der Königin. Die Königin hat die Größe einer Dattel, ist plump und beinahe unbeweglich, strotzt von Eiern, welche sie in Zellen legt, welche zusammenhängend faustgroße Knollen bilden. Diese Zellen sind sehr zart, vom feinsten grauen Staube zusammengesetzt und zerfallen bei bloßer Berührung. Die Termiten schwärmen auch im Frühjahr nach dem ersten Regen gleich den Bienen; da kommen sie in ganzen Massen aus den Erdlöchern hervor, werden von den Negern gesammelt, geröstet und als Lederbissen gegessen, ganz wie auch in Südafrika.

Diese Thierchen fressen nichts Grünes über der Erde, sondern nur dürres Zeug, sei es Holz, Leder oder Kleidungsstücke, da ist ihnen aber nichts zu groß oder zu weit entfernt. Durch das Zernagen oder Untergraben der Wurzeln stürzen diese kleinen Thierchen die größten Bäume in verhältnismäßig kurzer

Zeit, sie lichten so die dichtesten Wälder, sodafs durch früher undurchdringliches Dickicht gangbare Straßen entstehen, deren sich die Eingebornen häufig bedienen. Nur das Ebenholz scheint ihnen zu hart zu sein. Sie fressen und arbeiten nicht in freier Luft, sondern sie übertragen den Gegenstand mit feuchtem Koth, in welchem sie einen Gang haben, und in diesem Gange nagen sie. Man darf nie etwas am Boden liegen lassen, sonst ist es meistens bald mit Koth überzogen und zernagt, und alle Tage ist eine genaue Untersuchung nothwendig, um sicher zu sein. Dieser Thierchen wegen dauert ein Haus bloß höchstens zwei Jahre, denn sind diese Thiere einmal recht darinnen, so fällt es bald zusammen.

Doch haben die Termiten auch ihre Feinde. Unter diesen sind neben vielen Vögeln und Vierfüßlern die schwarzen Ameisen die unverzöhnlichsten. Diese unternehmen unter eigenen Anführern förmliche Raubzüge gegen ihre weißen Bettern. Auf dem Marsche gehen sie zu vieren und folgen ihrem Führer, dem Geruche nach; werden sie gestört, so lassen sie einen feinen, zischenden Laut hören. Sobald sie sich einem Termitenbaue nähern, gerathen die weißen Bewohner in die größte Bestürzung und laufen planlos hin und her. Die Anführer der Angreifer, welche stärker und größer sind als die andern, bringen ihnen einen Biß oder Stich bei, wodurch sie in einen Zustand der Betäubung versetzt werden, und überlassen sie dann ihren Truppen, welche die Wehrlosen davonschleppen, um sie im eigenen Bau zu verspeisen. Die Betäubung wird wohl durch eine wie Chloroform wirkende Flüssigkeit herbeigeführt, die durch den Stich des Anführers in die Wunde gespritzt wird.

Noch eine dritte Ameisenart ist über Afrika verbreitet, und zwar die rothe, die ähnlich der weißen Ameise, sich durch Vertilgung aller in Verwesung befindlichen thierischen Stoffe nützlich macht. Es sind recht streitbare, kampflustige Thierchen, die in kleinen Armeen das Land durchstreifen und es vom Ase reinigen oder von schädlichen Insecten befreien. In den menschlichen Wohnungen sind sie nicht ungerne gesehene Gäste, weil sie den zerstörenden Termiten das Handwerk legen und anderes Ungeziefer vernichten. Sie greifen nicht nur mit dem verwegnen Muthe

kleine Schlangen, Eidechsen und Mäuse an, sondern ihrem wilden Angriffe erliegen sogar Ratten und noch größere Säugethiere. Selbst den Menschen zeigen sie sich als nicht zu unterschätzender Feind, wenn er zufällig auf eine marschierende Armee, die wie ein breites, über den Weg gelegtes Band erscheint, tritt oder ihren Nestern zu nahe kommt. Sie stürzen dann von allen Seiten auf den Gegenstand ihres Zornes los, laufen blißschnell an und in den Kleidern empor und beißen in Hals und Brust, Rücken und Beine mit einer förmlichen Berserkerwuth. Ihre Bisse sind so schmerzhaft, daß der Angegriffene, wenn er noch so viele zerdrückt und tödtet, schließlich in helle Verzweiflung geräth und sich nicht anders zu retten weiß, als ein Kleidungsstück nach dem andern vom Leibe zu reißen. Sie bauen keine stattlichen Häuser, wie die weißen Ameisen, sondern legen ihre Nester unter der Erde an. Die Termitenbauten greifen sie meistens unterirdisch an, indem sie von ihren Nestern aus Gänge dorthin graben. Dann erobern sie sich wohl einen Theil dieser Kunstbauten und lassen sich daselbst häuslich nieder; ja ein derartiger Hügel wird oft außer ihnen noch vom Erdferkel, dem kurzschwänzigen Schuppenthier und wilden Bienen bewohnt, während die rechtmäßigen Herren auf einen kleinen Raum beschränkt bleiben.

Unter den Heuschrecken wird am meisten gefürchtet die alles verheerende Wanderheuschrecke.

Zu erwähnen sind auch noch die große Anzahl von Leuchtkäfern, die Unterhaltung der Negerbuben, allerlei Tausendfüßler und farbenprächtige Spinnen.

Eine bedeutendere Rolle spielt der Scorpion, der in der Regenperiode alle Wohnungen unsicher macht. Es vergeht selten eine Woche, wo nicht jemand gestochen wird. Baldiges Abbinden der Wunde, Aufschütten von Ammoniakgeist und Trinken einiger Tropfen, in Wasser verdünnt, retten vor dem Tode. Manchmal gehen Leute sogar in zwanzig Minuten zugrunde, und leider kommen solche Unglücksfälle gewöhnlich in der Nachtzeit vor.

Das ist beiläufig die gewöhnlichere Thierwelt des Sudan; doch wird die Forschung noch lange manches Neue zutage fördern.



Charakter und Anlagen der Neger.

Von P. Xaver Geher, F. S. C.

Wie die körperliche Beschaffenheit der einzelnen Negerstämme Afrikas durch verschiedene Umstände bedingte Unterschiedlichkeiten aufweist, gewisse äußere Erscheinungen aber mehr oder weniger allen Negern gemein sind: so sind auch die geistigen Eigenschaften der einzelnen Negervölker vielfach verschiedene, bestimmte Eigenschaften aber mehr oder weniger für alle Neger kennzeichnend. Im folgenden versuch: ich es, einige Beobachtungen über Charakter und Anlagen der Neger des ägyptischen Sudan zusammenzustellen. Es muß aber bemerkt werden, daß uns hier der Neger vielfach nicht mehr in seiner ganzen Natürlichkeit und Ursprünglichkeit entgegentritt, sondern mehrfach unter dem Einflusse, den die Sklaverei und die Berührung mit dem Islam und dessen Bekennern auf ihn ausgeübt haben. Dieser Einfluß ist bekanntlich ein unheilvoller, und manche Schattenseiten des von der Sklaverei und dem Islam beeinflussten Negers treten bei dessen urwüchsigem Stammesbrüdern der Heimat weniger hervor oder fehlen ganz. Andererseits spornt uns aber die Betrachtung der Licht- und Schattenseiten des Negers zu regerer Theilnahme für ihn an, indem wir sehen, welch' ergiebiges und ausgedehntes Feld hier dem veredelnden, sittigenden, erleuchtenden und heiligenden Einflusse der Religion Christi noch offen steht.

Was den psychischen Charakter betrifft, so muß man sagen, daß die Neger auf einem primitiven Standpunkte geistiger Culturentwicklung stehen. Man hat am Neger manche Eigenthümlichkeiten des Weibes zu entdecken geglaubt. In seiner äußern Erscheinung fallen der Mangel an Bart, eine sammetartige Weichheit der Haut, sowie die Weichheit der Stimme auf. Noch hervorstechender sind die psychischen Aehnlichkeiten als: Neugierde, eine fast instinktmäßige Begier, das Gesehene zu besitzen; Zugänglichkeit für Gefühle, ohne viel dabei zu überlegen; unmittelbarer rascher Wechsel der Gefühle, so daß Liebe sich fast plötzlich in Haß, Scheu und Furchtsamkeit in ausdringliche Zutraulichkeit, ausgelassene Heiterkeit in Trübseligkeit verwandeln; schließlich großer Hang zu Aeußerlichkeiten. Aber viel mehr als das Weibliche fällt am Neger das Kindliche und Kindische in die Augen. Sein Charakter gleicht in sehr vielen Punkten dem des unentwickelten Kindes. Der Ideenkreis, in welchem sich das Denken und Sehnen des Negers bewegt, ist

so ziemlich der eines Kindes. Der Neger ist gedankenlos, leichtgläubig, unbeständig. Die Eindrücke, die er von Gesehenem und Auffälligem empfängt, sind fast durchaus jenen der Kinder ähnlich. Die sonderbaren und naiven Fragen, welche ein Kind über dies und jenes an uns richtet, kommen uns auch aus dem Munde eines Negergreises entgegen. Kindlich zum Theil sind auch ihre Vorstellungen über religiöse Dinge; durch Berührung mit dem Islam werden sie allerdings meist durch finstern Aberglauben ersetzt, wie in diesem Falle auch ihre ursprüngliche Einfalt, Offenheit und Natürlichkeit der Tücke und List Platz macht. Einfalt und Lässigkeit im Denken bewirken bei dem Neger die Leichtgläubigkeit; hierin erinnert er so ganz an das Kind, welches ja die schauerlichsten Märchen und Erzählungen ebenso glaubt, wie geschichtliche Thatsachen. Was machen nicht die Sklavenhändler die armen Neger von den Weißen glauben! Die Weißen tödten und essen die Neger, verkertigen aus ihrem Gehirne Seife und aus ihrem Blute Farbestoff für den rothen Fes usw. Dies und ähnliches macht man den Sklaven vor, um sie von der Flucht zu den Weißen und Missionären abzuschrecken, und der Neger glaubt es und zittert beim bloßen Namen eines Weißen.

Die geistige Energie ist gering, und dies hat eine gewisse natürliche Gutmütigkeit zur Folge. Doch kann der Neger, namentlich Feinden gegenüber, auch grausam sein. Eine auffallende Erscheinung im Charakter des Negers ist das Servile und Sklavische. Sollte dies eine Folge jenes väterlichen Fluches sein, den Noe gegen Cham und dessen Nachkommen sprach? Es mag auch die Energielosigkeit und die Neigung zum Fatalismus einen Einfluß dabei haben. Andererseits ist zu bemerken, daß die jahrelange entwürdigende Sklaverei sehr verderblich auf die Neger wirkt, es scheint aber doch, daß hierdurch die bereits vorhandene Anlage zum Servilen nur weiter entwickelt wird. Thatsache ist, daß der Neger sich eher der Gewalt als Beweisgründen und guten Worten beugt, ohne daß damit gesagt sein soll, er sei für letztere unempfänglich. Wie der Sklave seinem Herrn aus Furcht vor Strafe gehorcht, so der Neger im allgemeinen. Er beugt sich stumm und lautlos der Gewalt und Uebermacht. So lange der Befehlende mächtig ist, ist er auch gefürchtet, und man gehorcht; verliert

er die Macht, so ist auch sein Ansehen und Einfluß dahin. Weiß der Neger, daß der Befehlende die Gewalt hat, Ungehorsam zu bestrafen, so gehorcht er; von dem Augenblick an, da er sieht, daß er von dem Befehlenden nichts mehr zu fürchten hat, wird er renitent.

Gerade in diesem Punkte wirkt nun die Religion Christi sehr veredelnd auf die Neger; das Servile und Slavische verwandelt sich in Pflichtgefühl, und Liebe ersetzt die Furcht vor Strafe; dies können wir mit großer Befriedigung an unsern christlichen Negern beobachten. Ueberhaupt ist der Neger nicht so stumpfsinnig und edlen Gefühlen unzugänglich, wie man meint. Wenn man von jenen Unglücklichen absteht, welche in Folge jahrelanger unwürdiger Behandlung in der Slaverei wirklich stumpfsinnig und gefühllos geworden zu sein scheinen, so legen die Neger ein nicht geringes seelisches Empfindungsvermögen an den Tag. Der Neger fühlt ganz richtig heraus, ob ihm jemand gewogen ist, oder nicht, und ob man es mit ihm gut meint. Es braucht nicht vieler Worte, aus einem einzigen Ausdruck erfaßt er die Stimmung, die man gegen ihn hegt. Abneigung, Haß, Rache scheinen beim Neger leichter und fester zu wurzeln, als Zuneigung, Dankbarkeit, Mitleid.

Was die Dankbarkeit betrifft, so ist dieses Gefühl überhaupt im Oriente, besonders bei den Mohammedanern, sehr wenig entwickelt. Es mag dies aus der allgemeinen Uebung der Gastfreundschaft und Freigebigkeit entspringen, sowie aus der allgemein herrschenden Meinung, daß diese Tugenden unbedingte Pflichten sind, die zu vernachlässigen schimpflich und sündhaft wäre. Erweist man jemandem eine Gefälligkeit, Gastfreundschaft usw., so erhält man entweder gar keinen Dank oder ein Gebet. Wo die Dankesformeln „Kattar cheirak, Allah jetanel omrak, Gott vermehre dein Gut, Gott verlängere dein Leben!“ gebraucht werden, kam diese Sitte meist durch den Umgang mit Europäern auf. Ein echter Afrikaner, ein Nomade der Wüste oder ein Heide des Sudan, läßt sich beherbergen und bewirten und entfernt sich ohne ein Wort des Dankes, häufig selbst ohne einen Gruß. Dankbarkeit ist nicht die Tugend des Afrikaners. Gibt man einem Armen ein Almosen, so schmeichelt er dem Geber, so lange er im Genuße der Wohlthat ist, dann ist es aus mit der Erkenntlichkeit. Erheuchelt er diese, so geschieht es in Lobeserhebungen und schmeichelnden Ausdrücken über Reichthum, Macht, Güte des Gebers, und zwar in der Absicht, eine neue Wohlthat zu erlangen. Dankbarer Sinn, der dem Wohlthäter geneigt und zu Gegen diensten bereit ist, fehlt durchaus. Diese den Menschen adelnde und nach unserm Gefühle so schöne Tugend

zieht erst mit dem Christenthume in das Negerherz ein und wird sich hier allmählig entwickeln.

Die Gastfreundschaft der Sudanbewohner hingegen verdient alles Lob. Der biblische Bericht von Abrahams Bewirtung der drei Engel enthält eine vollkommene Schilderung der Art und Weise, wie ein Scheik an seinem Lager oder an seiner Hütte vorbeikommende Reisende aufnimmt. Er läßt sogleich Brod backen, schlachtet eine Ziege, Schaf, Huhn, richtet es eilig zu, bringt es mit Milch, Brod usw. und setzt es den Gästen vor. Sind es Leute von Rang, so bleibt er bei ihnen stehen, während sie essen. Der Gastwirt erträgt lieber selbst eine Beleidigung, oder läßt lieber seine Familie beleidigen, als zu gestatten, daß den Fremden, so lang sie seine Gäste sind, ein Uebel zugefügt werde. Aber nicht etwa nur Scheiks und Wohlhabende, sondern alle, auch die Aermsten, üben die Gastfreundschaft nach Vermögen und zwar nicht nur gegen Reisende und Fremde, sondern gegen jedermann. Ist jemand anwesend zur Zeit, da die Mahlzeit aufgetragen wird, so ladet man ihn sofort zur Theilnahme an derselben ein; es würde als schimpflich gelten, wenn man die Speise nicht auftragen würde, weil eben ein Besuch da ist. Geht jemand an einer Hütte vorbei, vor dessen Thüre eben Mahlzeit gehalten wird, so wird er gleich eingeladen. Auch den Missionären gegenüber, wenn sie an Negern, welche eben Mahlzeit halten, vorbeigehen, wird diese Einladung nicht unterlassen; ein freundliches „tafaddal oder bismilla, ja abuna!“ (der Sinn ist: greife zu, o Vater, wenn es gefällig ist) wird ihm zugerufen, und es ist für sie keine geringe Ehre und Freude, wenn man die Einladung annimmt und mit der Hand einen Bissen aus der Schüssel holt. Hiermit hängt die Freigebigkeit der Neger zusammen. Kein Neger ißt Brod, Früchte usw., ohne den Gefährten davon mitzutheilen. Alles vertheilen sie unter sich. Gibt man einem Kinde ein Stück Brod, und wäre es nicht größer wie eine Nuss, theilt es unter die Anwesenden davon so lange aus, bis ihm nur mehr einige Brofsamen bleiben. Freilich ist der Neger auch zu freigebig, er versteht nicht, Maß zu halten. Die Freigebigkeit artet bei ihm leicht in Verschwendung aus. Hat er etwas, so vergeudet er es gern in Gelagen und Großthuererei auf einmal, ohne an die Zukunft zu denken. Daß ihm Sinn für Sparsamkeit fehlt, werden wir noch sehen.

Ich möchte nicht sagen, daß der Neger unmäßig im Essen und Trinken sei; für gewöhnlich ist das Gegentheil wahr, sie sind sehr genügsam. Sie können mit geringer und elender Kost vorlieb nehmen. Es fehlt ihnen aber die Tugend der Selbstbeherrschung, die den Menschen so sehr auszeichnet. Haben sie es,

so essen sie leicht bis zur Völlerei. Dies gilt besonders vom Trinken. Geistige Getränke sind eine arge Versuchung für sie. Mit sichtlichem Behagen schlürft der Sudanbewohner zum erstenmal das feuerige Nass, das zu gefälligem Grinsen verzogene Gesicht, ein kurzer Zungenschlag und ein beredtes „gut, gut!“ geben deutlich seine rückhaltlose Anerkennung kund. So eine Probe wird häufig verhängnisvoll: er gewöhnt sich an das Trinken. In Bezug auf Qualität sind sie nicht anspruchsvoll, sie begnügen sich mit dem gewöhnlichsten Fusel; je schärfer im Geschmacke und je schneller die berauschte Wirkung des Getränkes ist, desto höher wird es geschätzt; es scheint der Mauth die Hauptsache zu sein. Obwohl es nicht an lobenswerten Ausnahmen fehlt, so muß ich aus Erfahrung sagen, daß geistige Getränke dem Neger in seiner jetzigen Verfassung gefährlich sind, und daß die Gelegenheiten zu deren Genuß von ihm grundsätzlich ferne zu halten sind.

Der Grundzug des Negertemperamentes ist ausgelassene Heiterkeit, deren Ausfluß eine ungezügelter Phantasie und Sinn für Außerlichkeit ist. Der Neger liebt leidenschaftlich Spiele, Tänze, Festlichkeiten, und je lärmender und stürmischer sie sind, desto mehr sagen sie ihm zu. Sein Sinn für Außerlichkeiten ist charakteristisch. Es scheinen bei ihm mehr die Sinne als der Geist entwickelt zu sein. Um auf sein Gemüth einzuwirken, ist häufig der nächste Weg jener der Sinne. Da ist der Anschauungsunterricht am Platze. Feierlichkeit des Gottesdienstes, schöner Gesang sind wirksame Mittel, seinen religiösen Sinn zu beleben. Diese Eigenschaft des Negers hat aber auch ihre schlimme Seite. Er begnügt sich leicht mit Oberflächlichem und Außerlichem, ahmt auch Außerlichkeiten viel leichter nach, als geistige Vorzüge. Vom Europäer nimmt er gerne die Kleidung und Manier an, meint dann gebildet zu sein und kümmert sich wenig um die Veredlung des Innern. Dieser Hang des Negers ist dem Islam und seiner Propaganda sehr günstig. Die mohammedanische Religion mit ihren Vorschriften, die nur das Außere des Menschen in Anspruch nehmen, das Innere aber kalt lassen, ist für den Schwarzen verlockend, zumal er durch die Annahme derselben sich gehoben und bevorzugt dünkt. So ein mohammedanischer Neger wird nicht selten ein stolzer, aufgeblasener Fanatiker, welcher seine heidnischen Stammesgenossen eben so sehr verachtet, als den christlichen Weißen. Wie wohlthuend und vornehm hebt sich davon die Erscheinung eines braven christlichen Negers ab, dessen äußere Bescheidenheit, demüthige Gesinnung und wahre Gottesfurcht des Herzens anzeigt!

Nun kommen wir zur Hauptsünde der Naturvölker

Afrikas; es ist die Trägheit. Wohl mag das heiße und erschlassende Klima daran mitschuldig sein; aber noch mehr ist sie den Verhältnissen des Landes und dem Charakter des Negers zuzuschreiben.

Vorerst wird die Arbeit an und für sich bei Heiden und Mohammedanern verachtet und gilt als erniedrigend für den Menschen; für die Arbeit, welche körperliche Kräfte erfordere, sei eine eigene Gattung von Menschen, die Sklaven, erschaffen. Um angesehen und geachtet zu sein, muß der Städter stundenlang auf seinem Teppiche hocken und hinbrüten, abwechselnd Besuche machen und empfangen, Mecca schlürfen und Tabak rauchen und die Zeit in eitlen Geschwätze todtschlagen; um noch größer zu sein, muß er Sklaven todtschlagen, welche ihn bei der Faulenzerei bedienen, die Tabakspfeife reinigen und anzünden, ihm, wenn er Durst hat, auf seinen Ruf schnell Wasser darbieten, ihm vor und nach Tisch die Hände waschen und ihm, wenn er schlaftrunken auf dem Divan liegt, Kühlung zufächeln oder die Glieder streicheln. Nicht anders hält es der Sudanbewohner. Er verschläft den halben Tag, frisirt sich oder seinen Nachbar, revidirt seine Schmucksachen, Schilder und Lanzen, macht Spaziergänge und Besuche. Je weniger der Mann arbeitet, desto angesehener ist er. Hingegen ist der arbeitende Sklave verachtet.

Hierzu kommt der Umstand, daß einerseits die Bedürfnisse der Eingebornen geringe sind und andererseits deren Befriedigung keinen großen Kräfteaufwand erfordert, da die Fruchtbarkeit des Bodens eine außerordentliche und die Vegetation eine sehr üppige ist. Welche Schätze könnte nicht rege und thätige Arbeit dem reichen Boden des Sudan abgewinnen! Während bei den Europäern vielfach Raubwirtschaft getrieben wird, liegt das fruchtbare Land bei den trägen Afrikanern brach. Der Europäer durchwühlt sozusagen die Eingeweide der Erde, um ihre Schätze zu heben, der Afrikaner hingegen läßt den Reichtum, welchen ihm die Erdoberfläche von selbst anbietet, unbeachtet liegen. Die christlichen Staaten müssen Schutzgesetze schaffen, um besonders die Jugend vor Ueberanstrengung zu bewahren; in Afrika ist der kräftigste Jüngling und Mann kaum mit Gewalt zur Arbeit zu bringen. Der Neger baut nur so viel an, als unbedingt zu seiner Erhaltung nothwendig ist. Der Boden, der für Anpflanzung aller Arten tropischer Gewächse, Zuckerrohr, Indigo, Kaffee usw. so geeignet erscheint, liegt kahl! Der Neger lebt von der Hand in den Mund und von Tag zu Tag, ohne für die Zukunft zu sorgen. Hat er Korn, so isst er, was der Wagen hält; er bereitet und trinkt Merissa und Bibbil (Arten von Bier aus Mais), so lange ein Körnlein vorhanden ist, und dann fastet und darbt er. Hat

er einen Hammel geschlachtet oder ein Kind, so ruht er nicht und ladet zu Gelagen und Schmausereien ein, bis alles möglichst schnell verzehrt ist, dann legt er sich auf den Bauch und darbt wieder Tage hindurch. Geht er auf die Jagd, so erlegt er nur so viel Wild, als er für heute bedarf, und erst, nachdem dieses verzehrt ist, geht er am folgenden Tage neuerdings auf die Suche.

Sparfamkeit und Maßhalten kennt der Neger nicht. Er ist sorglos wie ein Kind. Die Neger, welche in Städten in Dienst stehen, legen eine fast unglaubliche Sorglosigkeit an den Tag. Sie bleiben im Dienste höchstens einige Wochen oder Monate, und nachdem sie ein Sümmchen verdient haben, treten sie aus, lassen es sich einige Tage wohlgehen, bis der letzte Heller verschwunden ist, worauf sie wieder in Dienst treten. In Tagen der Krankheit leben sie dann im Elend, vom Bettel oder auf Kosten der Stammesgenossen. Unsere Mission hat jedoch schon mehreren Negern Sinn für Sparfamkeit und Fürsorge für die Zukunft beigebracht. Auch in der Gewöhnung der Neger an geregelte Thätigkeit und Arbeit ist von den Missionären bereits ein trostreiches Resultat erzielt worden. Aus dem Obigen ersieht man auch bereits einen andern Fehler der Neger, die Unbeständigkeit. Sie scheinen von Zeit zu Zeit ein Bedürfnis nach Wechsel und Veränderung zu haben. Ich meine, daß die üble Eigenschaft ihnen nicht gerade angeboren, sondern daß dieselbe ihnen im Laufe der Zeit in Folge der Wechselfälle ihrer Sklaverei zur zweiten Natur geworden sei; es steckt ein nomadenartiger Zug in ihnen. Es duldet sie nicht gar lange an einem Orte. Sie ziehen gerne von Kairo nach Assuan, von Aegypten nach Sansibar, von einer Dienstherrschafft zur andern. Diesen unheilvollen Zug verspüren von Zeit zu Zeit auch unsere christlichen Neger. Trotz der besten Behandlung werden manche des Aufenthalts in einer Station gar bald müde, sie wollen in eine andere verziehen. Einst fragte ich einen Neger, der sich in dieser Verfassung befand, nach dem Grunde, und er erwiderte mit großer Gelassenheit: „Ich bin bereits seit vier Jahren hier, und das ist genug!“ Der gute Schwarze fand es als selbstverständlich, daß er nach vierjährigem Aufenthalte in ein und derselben Missionsstation endlich einmal wechseln müsse und zwar ohne jeden andern Grund, nur um zu wechseln.

Von der Veränderlichkeit und dem Wechsel der Gefühle des Negers war bereits die Rede. Man könnte fürchten, daß die Veränderlichkeit des Negers sich auf die Religion erstreckt; doch so unbeständig er im Uebrigen ist, so treu und standhaft steht er

in der einmal angenommenen christlichen Religion fest. Es ist eine große Seltenheit, daß ein christlicher Neger von der Religion abtrünnig wird. Sie sind vielmehr stolz auf ihre Religion und bekennen sie offen und ohne Scheu.

Was die Geistesgaben des Negers betrifft, so sind sie nur da entwickelt, wo es auf Nachahmung ankommt, während die Entwicklung jener Geistesgaben, wo ein selbständiges Denken erfordert wird, auf einer niedrigen Stufe steht. Neger, welche sich in ernster Geistesarbeit dem Studium mit Ausdauer und Erfolg widmen, sind bisher nur sporadisch; namentlich scheinen jene Neger, welche längere Zeit in der Sklaverei unter Mohammedanern verbrachten, die zum Studium nöthige Spannkraft des Geistes verloren zu haben. Unsere Mission hat zwar einige Neger aufzuweisen, welche in der Ausbildung des Geistes vollen Erfolg hatten, es sind aber noch Ausnahmen und Seltenheiten. Es ist jedoch nicht zu zweifeln, daß die folgenden vom Geist der Religion Christi mehr veredelten Geschlechter in dieser Hinsicht bessere Resultate aufzuweisen haben werden.

Gute Anlagen besitzt der Neger zur Erlernung mechanischer Fertigkeiten. In Handwerken, besonders Schusterei, Schreinerei, Schneiderei, haben es mehrere unserer Jünger ziemlich weit gebracht. Schwarze Schuster liefern Arbeiten, die von europäischen Fabrikaten nicht zu unterscheiden sind.

Dasjenige Handwerk, welches dem Charakter und Anlagen des Negers am meisten zuzufügen scheint, und worin er auch das Tüchtigste leistet, ist ein gar sonderbares — das Kriegshandwerk. In diesem Handwerk ist er aufgewachsen. Im Sudan ist jeder Eingeborene Soldat, und die fortgesetzten Blutflehen und Stammesstreitigkeiten entwickeln die rohe Kampfeslust. Man kann sagen, der Sudaneger sei ein geborener Soldat. Kriegerischer Muth ist ihm in hervorragender Weise eigen. Die Todesverachtung, die er dabei an den Tag legt, mag im Fatalismus ihre Quelle haben. Was militärischen Sinn, Kampfestüchtigkeit, besonders aber Unerstrockenheit betrifft, so zeichnet sich der Neger vor Aegyptern und vielen andern Volksstämmen Afrikas aus. In Aegypten sind die Negerregimenter die besten, namentlich aber die zuverlässigsten im Kampfe. Während in den Kämpfen der ägyptischen Armee gegen die Horden des Mahdi im Sudan die Fellachensöhne mehr als einmal wankten und muthlos zurückwichen, haben die Neger stets ihren Mann gestellt und sich und ihre Truppentheile mit Ruhm bedeckt. Im Reiche des Mahdi und seines Nachfolgers Chalif Abdullahi waren die Negertuppen die besten. Eben ihrer Tüchtigkeit wegen wurden die

Sudaneger auch von der deutschen Colonialbehörde in Ostafrika angeworben und auch dort bewiesen sie sich, wie überall, als tüchtige Soldaten. Wenn sie als Soldaten einen Fehler haben, so ist es der des Ungefügigen: sie müssen im Kampfe eher zurückgehalten

als angeeifert werden. Dafs sich die Neger als brauchbare Soldaten bewähren, hängt grozenthails davon ab, dafs sie als Soldaten unter strammer Zucht und Disciplin gehalten werden.



Lebensbilder deutscher Missionäre.

P. August Schynse.

(Schluss.)

Seine zweite groÙe afrikanische Reise trat P. Schynse unter der Leitung des Msgr. Bridour an, welcher als apostolischer Vicar nach Tanganyka gieng; P. Schynse sollte nach Ripalapala bei Tabora, in dem Provicariate Unyanyembe, für seine Thätigkeit ein Feld finden. Diese Sendung war P. Schynse um so angenehmer, weil er dadurch im deutschen Schutzgebiete Verwendung fand. Am 18. Juni 1888 trat er von Marseille aus seine Reise an und gelangte durch den Suezkanal am 22. Aug. nach Sansibar. Nachdem hier in aller Eile die nothwendigen Vorbereitungen getroffen waren, brach die Karawane am 31. August auf. P. Schynse war mit dem Posten des Dekonomen betraut und hatte für das gesammte Personal der Karawane zu sorgen. Die Reise gieng ohne weitere Schwierigkeit vonstatten, und am 8. November war P. Schynse wohl und gesund in Ripalapala angelangt. Es sollte jedoch nicht lange so bleiben. Das ungesunde Klima von Tabora, die durch die Sümpfe entstehenden Fieber griffen ihn anfangs heftig an und suchten ihn wöchent-lich heim; allmählich jedoch akklimatisierte sich seine kräftige Natur, und er konnte bei den losgekauften Sclaven — ungefähr 60 Kinder — ungestört den katechetischen Unterricht ertheilen und mit ihnen in der Schmiede und Schreinerei arbeiten. Weit verhängnisvoller aber waren die Wiren und Schwierigkeiten, welche durch die arabischen Sclavenjäger über die Mission und P. Schynse hereinbrachten. An der Küste hatten schon die Araber einen Aufstand der Eingebornen gegen die Deutschen angezettelt, und die Nachricht davon drang auch bald ins Innere und brachte Verwirrung hervor. Der Handel stockte, die Lebensmittel vertheuerten sich, der Uebermuth und Haß der Araber wuchs und wurde stets herausfordernder. Die unsinnigsten Anschuldigungen wurden von den Arabern gegen die Missionäre ausgestreut, als hätten sie von

Ripalapala aus eine Mine zu der Residenz des Sultan Sife gegraben, um den Sultan mit seiner ganzen Hauptstadt in die Luft zu sprengen. Unter diesen Umständen beschloffen die Missionäre, die Station aufzugeben und mit den Zöglingen der Mission zum Südufer des Victoria-Nyanza zu flüchten. Um jeden Verdacht zu vermeiden, beschloffen sie, Ripalapala in zwei Abtheilungen zu verlassen.

Unter dem Schutze des hl. Josef verließ P. Schynse am 29. Juni in Begleitung eines Bruders mit den 36 kleinsten Kindern, die zum Theil noch getragen werden mußten, und mit 280 Trägern, die den größten Theil des Gepäcks mit sich führten, in der Stille der Nacht das Haus und entgieng durch seinen frühzeitigen Aufbruch am folgenden Tage und seinem Eilmarsch dem geplanten Ueberfall und der beabsichtigten Ausplünderung, während die beiden andern Missionäre, die einige Tage später das Haus verließen, auf ihrem Marsche durch die Intriquen Sife's vollständig ausgeplündert und nur durch den Edel-muth Seif ben Seid's, eines reichen und mächtigen arabischen Kaufmannes, der unter den Stammesge-nossen eine ehrenwerte Ausnahme bildete, gerettet wurden.

In Usongo fanden sich die Patres wieder zu-sammen, um nach einigen Tagen der Rast am 15. Juli den Marsch nach dem wohlbefestigten Bukumbi fortzu-setzen. Nahe am Ziele des langen, anstrengenden Marsches erkrankte P. Schynse und wurde „durch einen pharmaceutischen Mißgriff, für den niemand verantwortlich ist, an den Rand des Grabes gebracht.“ Mehrere Tage wurde der Schwerfranke in der Hänge-matte weitergetragen bis zum Busen von Urina — ein Theil des Nyanza — von wo ihn Msgr. Livinhac in einer Barke abholen ließ. In Bukumbi, wo P. Schynse am 1. August eintraf, in seinem neuen Heim, welches auch seine irdischen Reste bergen sollte,

erholte er sich unter der guten Pflege seines Bischofes schnell, so daß er bald seine apostolische Thätigkeit und seine wissenschaftlichen Arbeiten wieder aufnehmen konnte; doch auch hier war sein Verweilen nicht von langer Dauer.

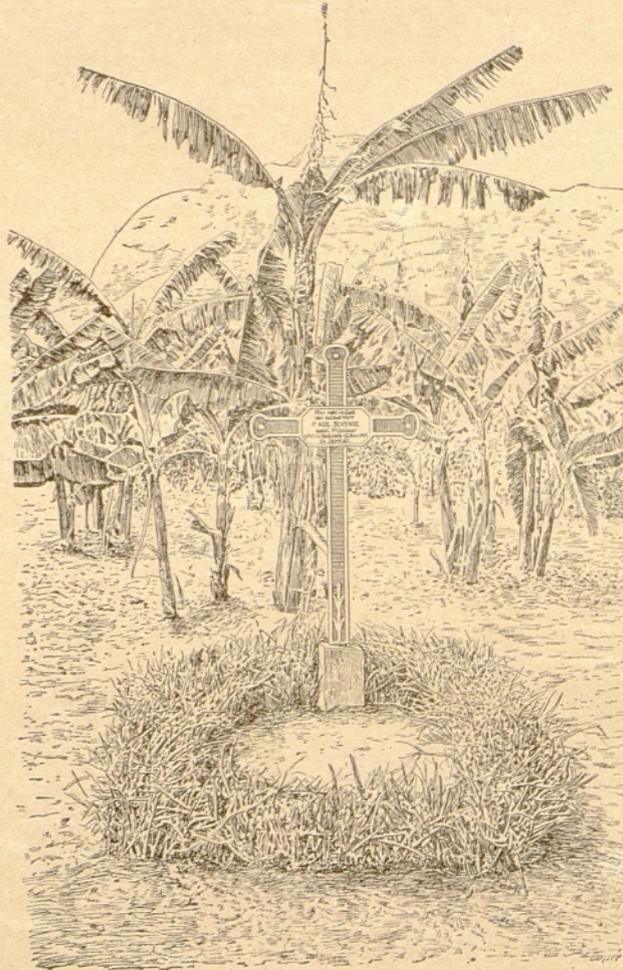
* * *

Nach zweimonatlichem Aufenthalte P. Schynse in Bukumbi traf dort unerwartet die Nachricht ein, daß die Stanley'sche Expedition mit Emin-Bascha am Victoria-Nyanza angekommen sei. Der berühmte Afrikaforscher Stanley hatte nämlich im Jahre 1887, von reichen englischen Capitalisten unterstützt, am Congo eine große Karawane ausgerüstet, angeblich um den in seiner Aequatorial-Provinz Wadelaï gefangenen und bedrängten Emin-Bascha (Dr. Schnitzer) zu befreien und befand sich auf dem Rückzuge. Der apostolische Vicar, Msgr. Livinhac, benutzte die Gelegenheit und schickte den Europäern die nöthige Unterstützung an Kleidern und Lebensmitteln, soweit dies der Mission möglich war; zugleich sollte aber auch P. Girault wegen eines Augenleidens von Emin Bascha ärztlich untersucht werden. Da Emin Bascha der Ansicht war, daß nur eine Operation in Europa das Augenleiden P. Girault's heilen könne, entschied Msgr. Livinhac, daß derselbe nach Europa reisen und P. Schynse ihn bis zur Küste begleiten solle. Infolgedessen verließ P. Schynse am 4. October Bukumbi und erreichte in Gil-

märchen am 18. October in Kungu die Stanley'sche Karawane, mit welcher er dann den Weg bis zur Küste zurücklegte.

Seine Erlebnisse und Erfahrungen auf diesem Marsche hat P. Schynse in seinem Tagebuche niedergelegt, welches von dem bekannten Missionsfreunde Cononicus Hesperus unter dem Titel „Mit Stanley und Emin Bascha durch Deutsch-Ostafrika“ veröffentlicht wurde. —

Am 4. December traf P. Schynse mit der Stanley'schen Karawane in Sansibar ein. Durch die Aufregung und Anstrengungen und den Mangel an nöthiger Pflege war seine Kraft erschöpft und seine Gesundheit bedeutend erschüttert. Nach seiner Ankunft in Sansibar wäre eine Cur und Erholung in Europa für P. Schynse beinahe nothwendig gewesen. Aber auf alle Vorstellungen seiner Freunde und Verwandten, in dieser Beziehung Schritte zu thun, hatte er nur die Antwort: „Meine Gesundheit gehört Afrika und der Mission.“ Das Klima von Sansibar taugte ihm schon gar nicht, Fieber und Schlaflosigkeit stellten sich ein, aber er blieb dennoch und harrete der Weisung



Die Grabstätte des P. Schynse.

seiner Obern. Seine Hingabe an die Mission, sein Mitleid mit dem Elend der armen Völker Afrikas, seine Opferwilligkeit für das Heil der Seelen ließen ihn jede persönliche Rücksicht vergessen. Mit Freuden vernahm er daher den Wunsch des damaligen Reichscommissärs v. Wismann und des Emin Bascha, der unterdessen in deutsche Dienste getreten und zum

Reichscommissär für das Innere ernannt worden war, letzteren auf seinem Zuge ins Innere zu begleiten. Emin Pascha's Aufgabe sollte sein, innerhalb der deutschen Interessensphäre mit den Häuptlingen Verträge abzuschließen, die drohende Verbindung zwischen den Arabern von Tabora und den Mahdisten am Nil unterbrechen, an geeigneten Stellen, besonders um Victoria-Nyanza, zur Befestigung der deutschen Herrschaft Stationen zu errichten, für spätere wirtschaftliche Unternehmungen bahnbrechend zu wirken und genaue Routenaufnahmen, sowie andere wissenschaftliche Arbeiten zu unternehmen. Sowohl Emin Pascha, als Major von Wiszmann wünschten, daß P. Schynse die neue Expedition ins Innere begleite. Der rheinische Missionär hatte den Weg zwischen der Küste und dem Victoria-See schon zweimal zurückgelegt, hatte längere Zeit in Tabora sowie am Südufer des Sees verweilt und freundschaftliche Verbindungen mit mehreren Häuptlingen angeknüpft. Da er überdies in geographischen Positionsbestimmungen bewandert war, so erschien er als besonders geeignet, der Expedition nützliche Dienste zu leisten; er selbst war dessen froh, da er ja so seiner Mission und zugleich seinem deutschen Vaterlande nützlich sein konnte. Gern gab sein Oberer, Cardinal Lavigerie, die erbetene Erlaubnis hiezu, wie aus dem Schreiben des Cardinals an den Präsidenten der Generalversammlung der deutschen Katholiken in Koblenz hervorgeht: „Um das Werk der Sklavenbefreiung zu befördern, haben wir stets unsere Missionäre deutscher Abkunft aufgefördert, bei jeder Gelegenheit den Bemühungen ihrer deutschen Landsleute nach besten Kräften Vorschub zu leisten. Dies hatten wir besonders dem P. Schynse empfohlen — einem Missionär, der durch seinen außerordentlichen Eifer in ganz Deutschland wohlbekannt ist, — als er uns bat, mit Emin Pascha sich zu vereinigen.“ —

Am 26. April 1890 gieng die Expedition von Bagamoyo ab und erreichte am 26. Juli Tabora. Am 25. August verließen P. Schynse und P. Achte Tabora und gelangten am 8. September in die Missionsstation Bukumbi am Nyanza. Er konnte seinen Mitbrüdern dort die frohe Kunde überbringen, daß von jetzt an durch den Schutz Deutschlands die Missionsstation Bukumbi vor den Angriffen der Araber, die vom benachbarten Magu aus die Missionäre drohend beobachteten, gesichert sein werde, und sich das Werk des Evangeliums und der wahren Civilisation unter deutschem Scepter ruhig und doppelt segensreich ausbreiten könne. Am 27. September kommt auch Emin Pascha am Nyanza an, und P. Schynse hatte den Trost, daß eine Abtheilung der deutschen Truppen sofort nach ihrer An-

kunft am Victoriasee die Araberstation Magu angriff, eine große Zahl Sklaven, die im elendesten Zustande dort aufgefunden wurden, befreite und nach Bukumbi brachte, während das gefürchtete Araberest zerstört, und der Süden des Sees von den Sklavenjägern gereinigt wurde.

Von Bukumbi aus wäre P. Schynse am liebsten sofort nach Uganda gereist, wo der Missionsthätigkeit sich ein großes Feld eröffnete, er verzichtete aber auf diesen Wunsch und blieb in Bukumbi am Südufer des Sees, um dort den deutschen Officieren nützlich zu sein. In Anbetracht der Dienste, die er der deutschen Sache in Ostafrika leistete, wurde ihm durch kaiserliche Ordre die durch Verletzung der Wehrpflicht auferlegte Strafe erlassen, eine Nachricht, die er jedoch erst kurze Zeit vor seinem Tode empfing.

Während des Herbstes 1890 nahm in Uganda die Zahl der Katechumenen täglich zu. Die dortigen Missionäre erlagen fast unter der Arbeit; dabei fehlte es ihnen am Nöthigsten, da die Verbindung mit dem Süden des Sees durch die Ungunst der Witterung und der Verkehrsmittel sehr erschwert war. Bereits mehreremale hatten die Wellen des Sees die mit Vorräthen für Uganda beladenen Barken verschlungen, und der Mission bedeutende Kosten verursacht. Darum entschloß sich P. Schynse, auf dem gefährlichen Landwege um den See den Mitbrüdern jenseits desselben die nöthigen Mittel zuzuführen; gleichzeitig beabsichtigte er, die einzelnen Völkerschaften am Südufer des Sees kennen zu lernen und mit den Häuptlingen desselben in nähere Verbindung zu treten und zur Gründung von Missionsstationen geeignete Posten aufzusuchen, um so späterhin neben der Missionsthätigkeit eine leichte und sichere Verbindung in diesen Ländern mit Uganda herzustellen.

Im Vertrauen auf den Schutz Gottes und seinen guten Willen trat P. Schynse mit einem kleinen Zuge von einigen 40 Gewehren beschützt, den gefährlichen und beschwerlichen Weg um das Südwestufer des Victoria-Nyanza an. Seine Klugheit und Erfahrung führte die Karawane glücklich durch die Landchaften an dem Südufer des Sees. An der Westküste des Sees, im Lande der Rimuani, die mit großer Hinterlist und in erdrückender Anzahl gegen ihn anrückten, gerieth die Karawane in die höchste Gefahr. Aber auch in diesem Augenblicke, der seinem ganzen Unternehmen und ihm selbst mit seinen Leuten den Untergang zu bringen schien, verließ ihn das Gottvertrauen nicht. „Inzwischen tönte von dem Vorgebirge Trommelschlag und Kriegsgeschrei herüber, ich legte mein Schicksal in Gottes Hände und bat, er möge mir den richtigen Weg zeigen, schon manchmal sah ich mich in gefährlicher Lage, aus welcher ich

unversehrt ohne mein Zutun hervorging, dies belebte mein Vertrauen. Dann schweiften die Gedanken nach der Heimat, den dortigen Lieben, die meiner nicht vergessen, dem Thale meiner Geburt, den rheinischen Fluren und Wäldern. Ich wandte meine Blicke nach meiner zweiten Heimat, wo meine Mitbrüder zusammenleben, während ich hier einsam und verlassen, nein, nicht verlassen, wenn auch einsam, mit Gott über mein Leben Rückschau halte, ungewiss des kommenden Tages; doch mag er bringen, was er will, was Gott mir schickt, ist stets willkommen.“

Seiner ruhigen und muthigen Besonnenheit gelang es, auch dieser größten Gefahr ohne Blutvergießen zu entgehen und die gerettete Karawane wohlbehalten nach Buyago, dem Endziele der Reise, zu bringen. Den ganzen Marsch schildert P. Schynse anschaulich und formvollendet in seinem Tagebuche, welches unter dem Titel „P. Schynse's letzte Reisen“ als die II. Vereinschrift der Görres-Gesellschaft für 1892 von Can. Hespers herausgegeben wurde.

Krank erreichte P. Schynse am 9. März 1891 seine Missionsstation Bukumbi wieder; Fieber und Rheumatismus suchten ihn beständig heim, trotz des leidenden Zustandes aber widmete er die ihm noch bleibende Kraft ganz dem Missionswerke. Jede Woche legte er am Sonntag den 15 Kilometer weiten Weg nach der Missionsstation Nyegezi zurück, um den dort angesiedelten christlichen Familien Gelegenheit zur Erfüllung ihrer religiösen Pflichten zu bieten.

Seine Mußestunden widmete P. Schynse auf Rath und Wunsch des Bischofes Hirth der Anfertigung einer Karte über die auf seiner letzten Reise durchzogenen Länderstrecken, welche Skizze in Petermann's Mittheilungen 1891 erschien, und der Ausarbeitung seines schon erwähnten Tagebuches. Leider wurde ihm diese Arbeit erschwert durch eine unglückliche Verletzung der Daumensehne. P. Schynse hatte sich die zur Drechsler- und Schreinerarbeit nothwendigen Werkzeuge größtentheils selbst angefertigt; als er mit Hilfe derselben die für den hl. Josef bestimmten Leuchter polieren wollte, durchschnitt er sich unglücklicherweise die Daumensehne, und infolge mangelhafter Verbandmittel wuchs dieselbe nicht mehr zusammen, sodaß er trotz eines zollthicken Korkeisenhalters nur noch mit Mühe schreiben konnte. — Nach und nach wurde sein Zustand ernster, die rheumatischen Anfälle nahmen zu und traten heftiger auf. Der Missionär war, sozusagen an seinen Stuhl gefesselt und konnte nur mühsam mit Hilfe eines Stockes sich bewegen. Mit eiserner Willenskraft aber hielt der franke Missionär sich aufrecht, er arbeitete bis zum letzten Tage. Wohl mußte er während der letzten vierzehn Tage sich

öfters niederlegen, immer aber trug seine Energie im Kampfe mit der Natur den Sieg davon. Am 13. November zeigten sich ernstere Symptome, und am 15. legte er sich nieder, um nicht wieder aufzustehen. Die näheren Umstände seines Todes berichtete P. Levesque in seinem Briefe vom 19. November 1891:

„Am 18. November, abends 8 Uhr ist P. Schynse verschieden, um im Himmel den Lohn seiner Mähen zu erhalten; so heilig und erbaulich war sein Ende, als es das Ende eines heiligen Missionärs nur sein kann. Ich kann darüber aus genauester Kenntniß sprechen, denn seit meiner Ankunft in Kamoga war ich sein vertrautester Freund und Gewissensrath, habe ihn nach meinen besten Kräften in seiner letzten Krankheit gepflegt, ihm die Sterbesacramente gespendet, und ihm den Abschiedskuß in dem Augenblicke gegeben, in welchem er zum letztenmale den Namen Jesus aussprach und seine Seele Gott zurückgab. Ich habe viele Christen sterben sehen, auch Priester und Ordensleute, aber niemals habe ich einen so lebendigen Glauben, eine so innige Liebe zu unserm Herrn und eine so vollständige Ergebung in den Willen Gottes gefunden. Er starb infolge des rheumatischen Leidens, an dem er schon lange litt. Am 13. d. warf sich dasselbe auf die Brust, dazu trat Rippenfell- und Lungenentzündung und sehr starkes Fieber, welches allen Arzneien trogte; ebensowenig vermochten die aufgelegten Zuggpflaster den Schmerz in der rechten Seite zu beseitigen. Seit meiner Ankunft am 9. October litt er stets an rheumatischen Anfällen, die er sich hauptsächlich auf seiner Reise von Sanibar hierher 1890 und nach Uganda zuzog. Er täuschte sich nicht über sein Leiden, sondern sprach mir oft von seinem Ende. Am 15. legte er sich mit heftigen Schmerzen in der Seite nieder, um nicht mehr aufzustehen. Montag den 16. wollte er mir eine Beichte über sein ganzes Leben ablegen, am folgenden Tage empfing er die hl. Eucharistie mit einem Glauben, welcher uns zu Thränen rührte. Am Mittwoch gegen 2 Uhr nachmittags trat ihm nach langem Schlaf der kalte Schweiß auf die Stirne, und wir sahen sofort, daß die Krankheit eine schlimme Wendung nahm. Ich machte ihn gleich aufmerksam darauf, aber er antwortete lächelnd, das habe nichts zu bedeuten; übrigens sei er bereit, den Willen Gottes zu thun. Um 2^{1/2} Uhr sagte ich ihm, es sei gut, alles zu thun, um vor Gott zu erscheinen, und das Sacrament der letzten Delung zu empfangen. Er drückte meine Hand an sein Herz und sagte: „Wenn Sie glauben, daß ich so krank bin, thun Sie, was Sie für gut halten.“ In Gegenwart aller Brüder spendete ich ihm das letzte Sacrament, tief erschüttert, denn er wollte selbst auf alle Gebete antworten und

er suchte mich, langsam zu beten, damit er gut folgen könne. Dann nahm er wiederholt das Crucifix, küßte es innig, hob es in die Höhe und rief laut, er wolle in der Liebe des Gekreuzigten sterben. Dann bat er alle, die er etwa durch ein Wort beleidigt habe, um Verzeihung. Mehrmals fragte ich ihn, ob er kein Testament machen wolle, aber er antwortete lächelnd, er habe ja nichts zu vermachen. — Er ist gestorben, wie er gelebt, als Mann und als Christ, unerschrocken dem Tode ins Auge sehend, dem er so oft die Stirne geboten, in festem Vertrauen auf den Herrn, dem er sein Leben geweiht von Jugend an.“ —

Wie sehr die Eingebornen die Hingabe ihres dahingefahrenen Glaubensboten schätzten, zeigte sich jetzt nach seinem Tode. Sein Leichnam wurde in einem Sarge aus Papyrusgewebe in der Kapelle ausgestellt, und unaufhörlich wechselten Neophyten und Kate-

chumenen scharenweise miteinander ab, um den Rosenkranz für die Seelenruhe desjenigen zu beten, der sein Leben zu ihrem Heile so großmüthig geopfert hatte. Aber nicht allein seine lieben Schwarzen legten ihre Gebete, ihre Verehrung und Liebe an seinem Grabe nieder; vor allem sind es neben seinen Verwandten und Freunden die Mitglieder seiner Gemoffenschaft, die er sich erwählt, der er sein reiches Wirken und sein theures Leben gewidmet hat. „Welch ein Verlust“, schreibt daher Mgr. Vivinhac, früher apostol. Vicar des Victoria-Nyanza, jetzt Ordensgeneral, „welches Opfer hat der Herr uns auferlegt! P. Schynse war so begabt, so großmüthig, wenn es galt, sich für seine Mitbrüder, für die Seelen zu opfern. Welch großes und edles Herz hatte er! Er hat es bewiesen, angesichts des Todes, der heilig wie sein Leben war.“



Ein Ausflug auf das westliche Nilufer von Assuan.

Von Dr. Mienhaus.

Der Nil fließt bei Assuan hart an den Gebirgsketten der lybischen Wüste vorüber, und deshalb ist an dieser Stelle das linke oder westliche Ufer ungebaut und unbewohnt. Gleichwohl ist ein Besuch dieses Ufers recht lohnend. An einem schönen Novembervormorgen brachen wir zu fünf von Assuan auf. Nach langwierigen Verhandlungen mit einem Barkenbesitzer über den Preis, wurden wir endlich zum westlichen Ufer übergesetzt. Unmittelbar vom Nil aus führt eine in den Felsen gehauene Treppe bis ungefähr zur halben Höhe der Gebirgskette, etwa 25 Meter hoch. Zum Beginn der Touristenzeit wird diese Treppe alljährlich von dem aufgewehten Wüstenfande gereinigt, weil das aber noch nicht geschehen war, so mußten wir uns durch Steingeröll und Sand mit großer Mühe emporarbeiten. Am Ausgange der Treppe findet sich eine Reihe von Felsengräbern, die wir zunächst in Augenschein nahmen. Sie sind mühsam in den Felsen hineingehauen, öfter gegen 20 Meter tief, und bestehen meist aus einem Gang in der Mitte und Nischen an beiden Seiten. An den Pfeilern, die das Ganze stützen, entdeckt man noch deutlich die einzelnen Meißelstöße. Natürlich konnten sich so kostspielige Gräber nur reiche Leute herstellen lassen; die Leichen der Unbemittelten wurden

im Wüstenfande begraben. Darum bargen diese Felsengräber ehemals die Leichen der Fürsten und Vornehmen aus der Umgegend. Sie stammen aus der 6. und 12. Dynastie, sind mithin 5—4000 Jahre alt. Jetzt freilich ist das Los ihrer Insassen wohl kaum beneidenswerter, als das ihrer armen Zeitgenossen, deren Leiber längst zu Staub geworden sind, während von den ihrigen die grinsenden Schädel und die nackten Arm- und Beinnochen zahlreich in den Gräbern herumliegen oder auch den Hügel hinabgeworfen sind, wo sie mit den Ueberresten der Wickeltücher, Perlen und anderen Gegenständen in der freien Luft verbleichen.

Das Innere dieser Gräber stimmt mit dem der übrigen ägyptischen Grabmäler überein und ist bedingt durch die religiöse Auffassung des jenseitigen Lebens bei den alten Aegyptern. In den Nischen zu beiden Seiten des Mittelganges standen und stehen noch zum Theil die buntgestrichenen Holzsäрге, in denen die einbalsamierten Leichen ruhten. Die Wandflächen sind mit Inschriften und Bildern bedeckt. Jene geben die kurze Lebensgeschichte des Verstorbenen; diese stellen Begebenheiten aus seinem Leben dar: Krieg, Jagd, Fischfang, Ackerbau, Familienscenen zc. Diese Darstellungen sollten nicht sowohl Erinnerungen an

den Verstorbenen sein, als vielmehr diesen in den Stand setzen, seine irdische Lebensweise im Jenseits fortzuführen, wozu man als erforderlich und genügend ansah, daß die nothwendigen Dinge dem Verstorbenen im Bilde gegenwärtig seien. Wie in den anderen Grabmälern, so fehlt auch hier nicht die sogenannte Scheinthür, die in die Unterwelt führen sollte, und der Speisetisch, auf den von den Angehörigen Nahrungsmittel für den Verstorbenen niedergelegt wurden. Merkwürdig ist, daß die Gemälde sich so gut erhalten haben; die bunten Farben nehmen sich so frisch aus, als wären sie erst vor einigen und nicht vor einigen Tausend Jahren aufgetragen. Zwei Gräber sind in späterer Zeit von ägyptischen Mönchen, die über denselben in einem aus Nilchlamm erbauten Kloster wohnten, in Gebrauch genommen worden. An den Wänden befinden sich koptische Bilder und Inschriften; wahrscheinlich benutzen die Mönche den Raum als Kirche.

Nach der Befichtigung der Felsengräber stiegen wir weiter den Hügel hinauf. Oben steht ein Monument, einem Grabmal ähnlich, das die Muselmänner

einst einem berühmten Scheich, einem „Heiligen“ errichtet haben. Es ist aus gebrannten Ziegelsteinen erbaut und weiß getüncht. Merkwürdigerweise erscheint dieses Denkmal, wie auch andere Gegenstände, in der Ferne größer, was vielleicht in der Klarheit der Luft seinen Grund hat. Dort oben weht im Winter öfter ein trockener schneidend kalter Wind, im Sommer dagegen zuweilen ein versengender Glutwind; jetzt verspürten wir eine erfrischende Kühle.



Zwei Bisharin.

Die Aussicht von der Spitze des Hügels ist herrlich. Im Norden erblickt man eine große Nilinsel, die zu beiden Seiten dem Wasser nur einen schmalen Durchgang gewährt und die mit vielen Palmen und üppigem Grün geschmückt ist. Ueber das östliche Ufer erstreckt sich die Stadt Assuan, im Halbkreis umgeben von Berberiner- und Negerdörfern. Noch weiter hinter einem flachen Hügel befindet sich eine Niederlassung der

Bisharin, eines Beduinienstammes, der von Assuan bis Abu Hammed und östlich bis zum Rothem Meer in den Oasen der arabischen Wüste wohnt. Im Süden erblicken wir zu unsern Füßen die Insel Elefantina nebst einer andern kleineren und weiter die Anfänge des ersten Nilkataraktes. Nach Westen hin dehnt sich in ungemeßener Ferne die lybische Wüste aus, ein noch unerforschtes Gebiet. Wir gehen in sanfter Absteigung den Hügel hinab und setzen unsere Wanderung in südlicher Richtung fort. Bald treffen wir auf die in den frischen Sand eingedrückten Fußspuren wilder Thiere: Hyänen, Füchse, Wildkätzchen und auf den gewundenen Pfad einer Schlange.

Während des Tages schlafen diese Thiere,

Nachts gehen sie an den Nil zum Trinken und spähen in der Nähe auf Beute. Bei niedrigem Wasserstand schwimmen sie auch zu den Nilinseln hinüber. Selbst die Hyäne ist einem gehenden Menschen nicht gefährlich, nur wer von ihr ruhig sitzend oder schlafend überrascht wird, ist verloren, da die Bestie die einmal erfasste Beute nicht wieder losläßt. Ein genügsames Dasein müssen alle diese Thiere führen, denn es vergehen gewiß öfter mehrere

Tage, bis sie in den öden Gegenden einen Bissen erhaschen.

Zu unserer Linken begegnen wir einem großen Hügel von Flugsand, der sich hinter einer steilen Bergesspitze im Laufe der Jahrhunderte allmählig gebildet; oben liegt der feine weiße Sand, unten der gröbere gelbe. Nach $\frac{3}{4}$ stündigem Marsche stehen wir vor einer neuen Sehenswürdigkeit, einem ehemaligen koptischen Kloster (Amba Hedra).

Unsere beiden Barkenführer, die den Nil weiter hinaufgefahren sind, erwarten uns schon mit unserm Proviant. Da wir von dem längeren Gehen und Stehen in der Sonnenhitze hungrig und durstig geworden waren, beschloßen wir, zuerst einen Imbiss zu nehmen. Wir setzten uns gegen die südliche Mauer im Innern des Klosterhofes, um gegen die Mittags-sonne geschützt zu sein. Von den Gerüchen unserer kalten Küche angezogen, schlüpfte eine junge Ratte aus dem alten Gemäuer hervor, die wohl zum erstenmale in ihrem Leben Menschen sah, da sie gar keine Scheu zeigte. Wir warfen ihr einen kleinen Knochen hin, den sie eiligst ergriff, in ein nahe Mauerloch schleppte und dort vor unseren Augen abnagte, wie um uns Gesellschaft zu leisten. Nachdem wir uns erquickt und die Reste unseres bescheidenen Males den beiden Arabern überlassen hatten, traten wir unsere Entdeckungsreise an.

Ueber die Entstehungszeit und Geschichte dieses Klosters ist nichts bekannt, es soll aber schon seit dem 13. Jahrhundert unbewohnt sein. Vielleicht liegt seine Chronik in irgend einem noch bestehenden koptischen Kloster verborgen, ohne von den Mönchen gelesen und noch weniger verstanden werden zu können. Die äußere Umfassungsmauer wird gegen 120 Meter Länge und 60 Meter Breite haben. Der untere Theil desselben ist aus Bruchsteinen, der obere aus Mischlamm erbaut. Der erstere ist bedeutend dicker als der letztere, so daß man auf ihm gleich einem Walle stehen und über den letzteren aus Mischlamm erbauten Theil wie eine Brustwehr hinwegsehen kann. Wahrscheinlich war diese Einrichtung getroffen zum Schutze gegen feindliche Ueberfälle. An den Mauerecken sind noch die Ueberreste von Thürmen sichtbar, desgleichen an den Längsmauern, von denen der westliche fast noch ganz erhalten ist. Die Innenmauern der verschiedenen Gebäulichkeiten sind zum größten Theile aus Mischlamm errichtet, der mit Wüsten sand gemischt wurde, hier und da, namentlich an den Ecken, finden sich auch Bruchsteine und sogar gebrannte Ziegel. Im Hofe fanden wir noch einen Ziegelofen, der unseren aufgemauerten Brunnen oder Radelöfen gleicht. Die Treppe ist aus roh behauenen Bruchsteinen gemacht und ohne Geländer.

Die Zellen der Mönche liegen auf beiden Seiten eines von Süden nach Norden sich hinziehenden Ganges in drei Stockwerken übereinander. Sie sind ganz aus Mischlamm erbaut und oben, wie auch der Mittelgang, gewölbt. Die Bewölbung geschah ohne Benützung darunterstehender Stützbogen in folgender, noch jetzt in Aegypten gebräuchlicher Weise. Nachdem die Außenmauer bis zum höchsten Punkte des zu errichtenden Gewölbes aufgeführt war, und die Seitenmauern bis zum Beginn desselben, legte man an der Ecke der Seitenmauer und der höheren Außenmauer den frischen Mischlamm in schrägen Lagen auf, so daß man mit der aufsteigenden Höhe zugleich die seitliche Biegung vollzog. Bei der heißen und trockenen Luft und der großen Zähigkeit der Nilerde fand die höhere Lage auf der unteren hinreichende Stütze, ohne eines darunterstehenden Stützbogens zu bedürfen. Da die weißgetünchten Wände im Laufe der Zeit zusammengeschrumpft sind, so kann man an der zerrissenen Tünche den schiefen Lauf der einzelnen Gewölbeseichten deutlich verfolgen; dort, wo Theile derselben eingestürzt sind, sieht man noch genau die Eindrücke des Daumens und der Finger, die wohl deshalb gemacht wurden, um die einzelnen Schichten fester mit einander zu verbinden.

Die einzelnen Zellen sind reichlich 4 Meter lang und etwa 3 Meter breit. Sie haben an der Außenwand fünf fensterähnliche Oeffnungen. Die unteren drei, an der Außenseite mit einer dünnen Lehm-schicht verschlossen, wurden durch ein in der Mitte durchliegendes Brett in zwei Hälften getheilt und dienten den Mönchen als Schränkchen. Die beiden oberen, kleineren eröffnen nur den Blick zum Himmel, nicht aber auf die Erde. Die zum Theil noch vorhandenen Bettstellen sind ebenfalls aus Mischlamm errichtet, etwa 30 Centimeter hohe Stollen. Einer aus unserer Gesellschaft bemerkte, die hier wohnenden Mönche müßten entweder sehr fromme oder sehr schlechte Männer gewesen sein, da es in einer solchen Umgebung ein Mittel ding nicht geben könne. Wahrscheinlich haben jene Mönche, die wenigstens in der letzten Zeit Schismatiker waren, so gelebt, wie noch jetzt die koptisch-schismatischen Mönche in Aegypten leben; in völliger geistiger Verwilderung. Wenn die Einsamkeit nicht vom Geiste belebt ist, so wird sie zur leeren Einöde; der Geist eines hl. Paulus, Antonius, Pachomius ist aber von diesen Mönchen längst gewichen.

Unter vielen anderen Räumlichkeiten, deren Bestimmung theilweise nicht mehr erkennbar ist, erregt die Klosterkirche noch unsere besondere Aufmerksamkeit. Dieselbe liegt im südöstlichen Theile mit dem Chor nach Osten, was die Kopten für unumgänglich nothwendig erachten. Ursprünglich war sie dreischiffig,

das Gewölbe und die Pfeiler sind aber nicht mehr vorhanden und der Boden ist meterhoch mit Schutt bedeckt. Die Chornische enthält ein noch gut erhaltenes Gemälde: eine große Christusfigur, umgeben von vier Engeln, dem Chore gegenüber in einer kleineren Nische sieht man gleichfalls ein Christusbild mit zwei Engeln. Weil die Muselmänner Christus und die Engel verehren, so haben sie diese beiden Bilder unverfehrt gelassen, während sie in ihrem Fanatismus an einem schönen Gemälde im mittleren Gange der Zellenräume, das Christus zwischen zwei Engeln und seinen zwölf Aposteln darstellt, die Gesichter der Apostel verunstaltet haben. Dasselbe ist geschehen mit mehreren Heiligenbildern in einer hinter der Nordwestecke der Kirche liegenden Felsenkapelle.

Zuweilen wird diese Klosterkirche von den Kopten Assuans besucht. In einem Krankheitsfalle z. B. macht öfters jemand das Gelübde, nach erfolgter Genesung dort eine Messe lesen zu lassen und ein Essen zu geben. Zwei Bekannte von mir, die einer solchen Feier beigewohnt, berichteten darüber Folgendes: „Während der Priester die Messe sang, standen zu beiden Seiten die Leute und unterhielten sich in vernehmbarer Weise. Im Hintergrunde wurde Vieh geschlachtet. Dann begann das Festessen, an dem auch wir Fremde theilnehmen mußten. In einer ungeheuer großen Schüssel wurde die Suppe herbeigetragen; man setzte sich auf ebener Erde im Kreise herum und langte mit den Fingern in die gemeinsame Schüssel. Ein vornehmer Kopte reichte uns als Ehrenbissen ein Stück puren Fettes. Während die Männer in der Kirche speisten, hielten die Frauen in der hinter ihr liegenden Felsenkapelle ihren Schmaus.“ Bei solchen Anlässen zeichnen die Frauen Kreuze an die Kapellenwände mit dem röthlich-gelben Saft einer Pflanze (Henna), mit dem sie auch die innere Handfläche und die Fingernägel zu bestreichen pflegen.

Die nun schon mehrere Jahrhunderte alten Ruinen des Klosters sind ein sprechendes Bild des ruinenhaften Zustandes des koptisch-schismatischen Christen-

thumes selbst, das, seit 1500 Jahren von der christlichen Einheit getrennt, ein elendes Dasein fristet, ohne sich dem Lichte der Wahrheit zu erschließen, aber auch ohne dem es unringenden Islam zum Opfer zu fallen.

Wir setzen unsern Gang in südöstlicher Richtung fort, dem Nile zu, den wir nach einer leichten Biegung erblicken und in 20 Minuten erreichen. Der Weg durch die Thalsenkung ist beschwerlich, weil der Fuß immer einige Centimeter tief in den weichen Wüstensand einsinkt. Wir besteigen wieder unsere Barke und fahren zum östlichen Ufer hinüber. Unmittelbar zur Linken streifen wir die Südspitze der Elephantina und zur Rechten den hier beginnenden ersten Nilkatarakt. Gewaltige Granitblöcke erheben sich mehrere Meter hoch aus dem Wasser, die sich weiter den Strom hinauf zu förmlichen Inseln vergrößern. Das schäumend sie umströmende Wasser hat sie im Laufe der Jahrtausende glatt geschliffen, ohne indessen die einzelnen Blöcke zu trennen, die außen fingerbreite Zwischenräume zeigen und wie von Riesen Händen launenhaft auf einander gethürmt erscheinen.

Gerade vor uns am Ostufer steht ein großes Touristenhotel, das in diesem Jahre von der bekannten Reisefirma Cook erbaut und fast vollendet ist. Etwas weiter nördlich, auf der Insel Elephantina läßt die englisch-amerikanische Concurrenz-Gesellschaft gleichfalls ein Hotel erbauen, das aber erst im Rohbau vollendet ist. Wer das nöthige Geld, Reise lust und Zeit hat, kann hier einen Winter verleben, der vom mitteleuropäischen Sommer nicht an Wärme übertroffen, an Heiterkeit des Himmels aber bei Weitem nicht erreicht wird.

Bei den Ruinen der Bäder der Cleopatra steigen wir ans Land. Der Barkenbesitzer steckt die verabschiedeten 15 Piafter schmunzelnd ein, empfiehlt sich bestens für ein anderesmal und verabschiedet sich von uns unter dem üblichen, sehr weitläufigen arabischen Gruße.



Aus dem Missionsleben.

Die entführte Braut.

Die Schwester Monica aus der Missionsstation Odea in Kamerun erzählt folgende interessante Geschichte aus dem Leben eines fünfjährigen Negernädchens:

In meiner lieben, kleinen Kinderschar war auch die kleine Monica, ein etwa fünfjähriges allerliebstes Kind. Bei ihrer Ankunft meldete man mir, daß die Kleine zwar nicht getauft sei, sich aber schon lange den Namen Monica erwählt habe und in ihrem Dorfe auch so genannt werde. Als sie hörte, daß Schwestern gekommen seien, ließ sie den Eltern keine Ruhe mehr, bis sie in die Mission gebracht wurde.

Der Vater, ein schon bejahrter Häuptling, war sofort bereit, einen Vertrag auf sechs Jahre abzuschließen. Monica war bald eingewöhnt und hieng mit inniger Liebe an uns Schwestern. Sie hatte ein heiteres und doch ruhiges schmiegsames Wesen, und im Gegensatz zu allen übrigen Odeakindern einen hellen Kopf. Bald hatte sie die Gebete auswendig

gelernt, und nun war es ihre größte Freude, in der Freizeit die noch kleinere und sehr verzogene Maria vorzunehmen, um ihr ihr eigenes Wissen einzutrichtern, was ihr trotz größter Geduld bei dem kleinen Wildfang nicht gelingen wollte. Oft kam sie weinend zu mir, weil Maria nicht die Hände falten, nicht das Kreuz machen und nicht beten wollte. Wenn die anderen Odeakinder an Sonntagen bettelten, nach Hause gehen zu dürfen, was ich ihnen alle vier

Wochen auf einige Stunden erlaubte, so war Monica nie unter ihnen, und fragte ich sie, ob sie nicht ihre Eltern besuchen wolle, so verneinte sie. Ihre Mutter

kam indess alle 14 Tage, das Töchterchen zu besuchen. Sie war eine noch junge, sehr brave und anständige Frau, die trotz der Härlichkeit, die sie ihrem Kinde erwies, dasselbe nicht wie die andern Mütter vernöthete, sondern ihr Gehorsam gegen ihre Pfliegermütter einprägte. Wir standen auf gutem Fuße miteinander. Sie unterstützte uns nicht nur, indem sie der kleinen Monica und ihren Gefährtinnen Essen brachte oder schickte, sondern bedachte auch manchmal die Schwestern mit einem Huhn oder Eiern, wogegen sie von uns zuweilen ein Kleidungsstück erhielt. Einmal hatte die Mutter bei einer besonderen Veranlassung gebeten, ihr Kind auf ein paar Tage mit nach Hause nehmen zu dürfen, und ich hatte die Erlaubnis gern ertheilt, da ich in diesem Falle wußte,



Ein koptischer Priester.

daß die Kleine vor Bösem behütet werde. Zu meinem Erstaunen war Monica trotz der mehrstündigen Entfernung am Abend schon wieder zurück und meldete mir, ihre Mutter habe sie einige Tage behalten wollen, sie sei ihr aber davon gelaufen, denn sie müsse in der Mission sein. Eines Tages kam ein Mensch von unsympathischem Aussehen und warnte uns, wir möchten auf Monica ein wachsameres Auge haben. Ihre Mutter wolle sie einmal nicht an einen Christen,

sondern nur an einen Heiden verheiratet; sie habe beschlossen, das Kind heimlich zu entführen und es tief in Hinterlande an einen Heiden zu verkaufen. — Ich konnte das fast nicht glauben. Einerseits machte der Mann einen so abstoßenden Eindruck, andererseits schien die Mutter uns so anhänglich, hatte das Kind gut erzogen und hatte es freiwillig in die Mission gebracht. Allerdings war meine Vertrauensseligkeit bei den Schwarzen schon oft getäuscht worden und dann — welches Interesse konnte der junge Mann haben, mich vor einer Entführung zu warnen, wenn dieselbe nicht wirklich drohte. Ich beschloß daher, auf meinen kleinen Schützling ein wachsames Auge zu haben. Allerdings konnte ich sie weder einsperren, noch an mein Schürzenband knüpfen, in dessen empfehl ich allen Kindern, die Kleine nicht aus den Augen zu lassen, falls ich nicht bei ihr sein konnte.

Es war etwa acht Tage nach der oben erwähnten Begebenheit. Ich hatte nach Tisch mit meiner Mitschwester in der Kirche gebetet und begab mich nach der Rückkehr sofort in die Schule, wo meine Kleinen sich, ohne das Glockenzeichen abzuwarten, wie gewöhnlich schon versammelt hatten, um noch einmal an der Lehraufgabe zu buchstabieren.

Sofort vermißte ich die kleine Monica. „Wo ist sie?“ „Mutter, beruhige Dich,“ antworteten die Kinder, „sie war eben noch hier und wird gleich wieder kommen.“ Minute um Minute verging, und dann eine Viertelstunde und noch eine. Nun sandte ich alle Kinder aus, nach der Entschwundenen zu suchen. In allen Winkeln, auf allen Wegen und bis tief hinein in den Busch erscholl der Ruf: „Monica“, aber keine Antwort kam zurück. Die Angst und der Schrecken durchfuhren mir alle Glieder. Also hatte mich wirklich die Mutter so schmächtig getäuscht? Aber so leichten Kaufs sollte mir meine kleine Namensschwester, die schon so sehnlich nach der heiligen Taufe verlangt und ihren Katechismus so eifrig gelernt hatte, nicht entrisen werden. Ehe der Sonntag kam, hatte ich weitere Nachrichten, die indessen nicht geeignet waren, meine Besorgnisse zu zerstreuen. Drei Tage nach dem Raub des Kindes erschien Petrus in großer Aufregung. Petrus war ein 20jähriger junger Mensch und ein braver Katholik. Da er öfters mit der Mutter Monicas zu uns gekommen war und immer von „unserer Monica“ gesprochen hatte, so hatte ich, ohne weiter zu fragen, angenommen, daß er der Bruder der Mutter sei. Nun erst erfuhr ich, daß meine fünfjährige Monica seine Braut war. Er war von ihren Eltern als künftiger Schwiegersohn angenommen worden. Nach Gottes gnadenvoller Zügelung war es wohl seinem Einflusse zuzuschreiben,

daß Monica in die Mission gebracht zu werden wünschte. Nun erzählte er mir, daß noch andere junge Leute ihre Augen auf die hübsche kleine Häuptlingsstochter geworfen hatten. Unter diesen war besonders ein böser Mensch, der trotz wiederholter Abweisung von Seite der Eltern seinen Plan nicht aufgab und durch die schlechtesten Mittel seine Absicht zu erreichen suchte. Er (Petrus) habe immer darauf gedrungen, daß seine Braut baldigst in die Mission gebracht werde, damit sie da eine gute christliche Erziehung erhalte, dann aber auch, weil er sie hier gut geschützt glaubte, während sie zu Hause in beständiger Gefahr schwebte. Nun habe der Räuber seine Beute doch erhascht; er habe Kenntnis davon erhalten und ihm nachgespürt, und erfahren, daß er sie in ein etwa zwei bis drei Tagereisen entferntes Dorf geschleppt habe. Er bat mich nun fast fußfällig, meinen ganzen Einfluß beim Bezirksamtmanne aufzubieten, damit er seine kleine Braut wieder erhalte. Er fürchtete, mit einer von ihm eingereichten Klage nicht viel zu erreichen, und jedenfalls würde es da so langsam gehen, daß der Räuber Zeit hätte, das Mädchen in Sicherheit zu bringen. Natürlich war ich schon im Interesse der Mission und meiner kleinen Katechumenen gerne bereit, seinem Wunsche zu willfahren und fragte ihn um den Namen des Entführers. Wie erstaunte ich, den Namen des Menschen zu erfahren, der uns vor der Mutter des Kindes gewarnt und uns gebeten hatte, sorgfältig auf die Kleine zu achten! Das hieß denn doch die Frechheit zu weit treiben. Die arme Mutter war indes, wie mir Petrus erzählte, krank und ob des Verlustes ihres Kindes fast verzweifelt.

Am andern Tage kehrte der Bezirksamtmanne zurück, und alsbald machte ich Meldung von dem Vorgefallenen. Zu meiner Genugthuung erhielt ich die Zusage einer sofortigen Nachforschung.

Kaum acht Tage später erschien die kleine Monica mit ihrem Entführer. Der junge Mann wurde sofort zum Richter geführt, das Kind aber nahm ich in Verhör. Freilich mußte dieses Verhör mit aller Liebe und Schonung stattfinden. Das arme Ding zitterte in Todesangst und schluchzte zum Erbarmen. Erst nach einiger Zeit konnte sie sprechen. Nun lächelte sie uns aber eine Zabel auf, bei deren ersten Worten ich erkannte, daß sie eine eingelernte Lektion hersagte und vermuthlich unter dem Drucke einer Drohung stehe. Ich mußte also mit Gegendruck arbeiten.

„Höre, Kind! Du hast geseht, weil Du ohne Erlaubnis mit diesem Manne fortgegangen bist. Er ist jetzt beim Gouverneur und wird ins finstere Gefängnis eingesperrt. Wenn Du die Wahrheit sagst, so wird Dir diesmal verziehen, erzählst Du aber eine Lüge,

so wirst Du auch bestraft, und überdies haßt der liebe Gott die Lüge und wird Dich dann nicht so bald durch die hl. Taufe zu seinem Kinde machen.“

Nun brach die Erschreckte von neuem in Schluchzen aus. Ich hatte Mühe, sie zu beruhigen, und dann erzählte sie mir, der Mann habe ihr gedroht, wenn sie die Wahrheit sage, so werde er ihr ein Zaubermittel geben, daß sie krank werde und sterbe. Ich gab ihr die Versicherung, daß ihr nichts geschehen werde, wir würden sie schützen, und überdies könne ihr der böse Mann nichts anhaben, er sei im Gefängnis. Und nun erfuhr ich, daß, als sie sich einen Augenblick aus der Schule entfernt hatte, sie aus dem Dickicht ihren Namen rufen hörte. Auf ihre Antwort trat der ihr wohlbekannte Mann hervor und erzählte ihr, ihre Mutter sei beim Besuche einer Freundin in einem fremden Dorfe schwer erkrankt und verlange ihr kleines Mädchen zu sehen. Sie habe ihn deshalb gesandt, sie zu holen. Natürlich ließ sich die Kleine täuschen und war bereit, mit ihm zu gehen. Nur wollte sie erst meine Erlaubnis einholen. Das gestattete indes der Mann nicht, er schützte die größte Eile vor und zog sie mit sich fort. In einem fremden Dorfe übernachteten sie, und am andern Tage gieng es wieder weiter. Wenn sie vor Müdigkeit nicht mehr voran konnte, trug er sie. Endlich kamen sie in das von ihm genannte Dorf. Aber die Mutter

war nicht da. Jetzt erkannte sie, daß sie getäuscht worden, sie weinte und schrie, aber alles half nichts. Sie wollte davonlaufen, aber sie kannte keinen Weg. Erst als ein Soldat erschien mit dem Befehle des Gouverneurs, der Mann müsse mit der kleinen Monica sofort zu ihm kommen, erst dann wurde sie wieder zurückgebracht.

Der Bezirksamtmannt sandte mir sogleich Nachricht, daß er den Entführer meiner kleinen Monica zu drei Monaten verurtheilt habe. Ich fand das ganz gerecht; es mußte ein abschreckendes Exempel aufgestellt werden für die niederträchtigen Räuber, die in und außer der Mission ihre Netze ausspannen, um ein kaum flügge gewordenes Vöglein einzufangen und in ihre rohe Gewalt zu bekommen.

Einige Stunden später erschienen Monicas Eltern und Petrus, um die glücklich Wiedergefundene zu begrüßen. Ihre Freude war unbeschreiblich. Petrus erschöpfte sich in Dankesbezeigungen, bat mich aber dringend, sie sorgfältig zu hüten, und nicht eber aus der Mission zu entlassen, bis er sie in zehn Jahren als seine Frau heimführe.

Am letzten Tage vor meiner Abreise nach Europa führte ich mein kleines Patchen zur hl. Taufe, auf die sie gut vorbereitet war, und ließ sie zurück als Kind Gottes und unter dem Schutze ihrer lieben Himmelsmutter Maria.



Vermischte Nachrichten.

Die Inselstadt Suatin. (Siehe Bild S. 232). Auf allen Seiten vom Meere umgeben, ist die Stadt aus den Producten des Meeres erbaut, und der Verkehr auf dem Meere ist ihre Existenzbedingung. Die Straßen sind unregelmäßig und in den inneren Stadttheilen enge. Die Häuser sind im arabischen Stile aus Madreporenkalk gebaut, der in schönen großen Blöcken aus den Tiefen des Meeres herausgeholt wird, mit Holzeinlagen. Glasfenster gibt es in der ganzen Stadt keine, ihre Stelle vertreten Fensterläden, die nicht selten mit zierlichen Holzschnitzereien versehen sind. Die Dächer sind wie sonst im Orient. Das Hauptgebäude ist der Divan oder das Gouvernementshaus, das im Jahre 1887 von Lord Kitchener theilweise umgebaut und den Bedürfnissen des europäischen Statthalters angepaßt wurde. Vor dem Thore, wel-

ches zum Divan führt, liegt ein großer freier Platz, eingeschlossen von einer Moschee, einigen Privatgebäuden und dem Bureau der englischen Ost-Telegraphenlinie.

Der Hauptverkehr der Insel concentrirt sich auf dem Süg (Markt). Außer griechischen Schankbuden und Cigarrenläden befinden sich dort zahlreiche Dafein (Mehrzahl von Dofan, Laden), in denen außer dem zur Nahrung, Kleidung und Hauseinrichtung Nöthigem nichts besonderes mehr geboten wird. Die Kaufleute sind Araber aus Hedjas und Yemen, einzelne Syrier und zahlreiche Griechen, sowie Indier, meist kuh- und feueranbetende Baniän. Der Markt wird von den Griechen beherrscht, welche größtentheils Drogenhändler und Schnapsverkäufer sind. Ihre Thätigkeit und ihr Geschäftseifer sind nachahmenswert,

aber in den Mitteln, einen Gewinn zu erzielen, sind sie nicht wählerisch. Ihre Anwesenheit dient keineswegs dazu, die Eingebornen eine gute Idee von den Europäern beizubringen. Sie sind das jüdische Element am Rothem Meere. Alljährlich wandern viele aus Griechenland nach Aegypten und dem Rothem Meere aus; bei der Leichtigkeit, sich fremde Sprachen anzueignen und ihrem Weltbürgersinn ist es ihnen nicht schwer, sich überall einzunisten. Obwohl fern von der Heimat und nicht auf die Ausübung ihrer schismatischen Religion bedacht, hängen sie doch mit Zähigkeit an ihrem orthodoxen Glauben und fühlen sich solidarisch mit dem classischen Hellas. Die übrigen Europäer in Suakin sind meist Italiener und Engländer.

Die Inselstadt ist mit dem Festlande durch einen Damm und eine Brücke verbunden, die im Jahre 1879 erbaut wurden. Die Vorstadt auf dem Festlande heißt El-Gef. Dort besteht der größte Theil der Wohnungen mit Ausnahme einiger Stein- und Ziegelbauten und drei Moscheen aus Hütten und Zelten. An vier oder mehreren in der Erde befestigten Pfählen werden, Stroh-, Rohr- und Mimosenmatten usw. aufgehängt, welche als Wände dienen, das Dach besteht aus getrocknetem Gras, Nesten und Stroh oder aus einigen Lumpen. Als Thür dient eine Matte oder ein Stück alten Stoffes. Diese Wohnung schützt zwar vor Sonnenstrahlen, aber nicht vor Wind und Regen. Reiche besitzen mehrere Hütten nebeneinander mit Räumen zur Unterbringung des Viehes. Der Hüttencomplex ist mit einer Mauer aus Stein, Dornen oder Durrahrrohr nach Art der im Sudan gebräuchlichen Zeriba (Gehöfte). Der Ort der Wohnung wird nicht selten gewechselt. Der Hausvater reißt die alten Hütten nieder, ladet das Material auf ein Lastthier und zieht mit Weib und Ziege, Rind und Regel an einen andern Ort, um dort seine neue Behausung aufzuschlagen. Daher zeigt der Plan von Gef in wenigen Jahren so große Veränderungen und da die Nomaden bald in die Wüste und Oasen ziehen, bald sich wieder in Suakin ansiedeln, so zeigt sich auch eine große Beweglichkeit in der Zahl der Bevölkerung.

Das Thierleben im Hafen von Suakin ist ein äußerst reiches und vielgestaltiges. Die Wasser am Boghaz (Vorsprung) wimmeln von Fischen aller Art und Größe, vom gewaltigen Haifisch bis zu den kleinsten Leuchtthieren. Unter der krystallklaren Decke ziehen Scharen von kleinen Fischen hin, denen große Raubfische nachstellen. Die geheizten Fische schnellen aus dem kräuselnden Wasser empor, um auf bedeutende Strecken durch die Luft zu sausen und wieder im Meere zu verschwinden. Die Ueberschwänglichkeit des

Lebens und der Meerfauna, besonders auf den Korallenbänken und in den von diesen gebildeten Winkeln ist staunenswerth. Bei näherer Betrachtung zeigen sich die Riffe und Bänke als lebende Felsen, in deren Höhlen und Verstecken Tausende von Krustenthieren, Würmern, Mollusken vegetieren, und die aus sich selbst heraus in zahllosen sammtartigen Blüten von mannigfach gestalteten Polypen wuchern und flimmern. Der Küstensand unter dem Wasser wimmelt von ungezählten kleinen Organismen: zwischen Schraubenschnecken, Steck- und Archenmuscheln schlängeln sich glänzende Schlangensterne und kriechen vielgestaltige Krebse. Im Uferschlamm versteckt sind Würmer, Weichthiere und Polypen, während am trockenen Gestade Mengen von Muscheln angeschwemmt liegen.

Eine Rundfahrt durch den Hafen nach eingetretener Dunkelheit gehört zu den schönsten Erholungen, die Suakin gewähren kann. Auf dem ruhigen Wasserspiegel zieht unser Boot dahin; aus den durch die Ruder gezogenen Furchen der mit Salz und Phosphor getränkten Flut sprühen feurig leuchtende Funken; die erfrischende Abendluft wirkt wohlthuend nach des Tages glühender Hitze; aus den Häusern und Hütten leuchten matte Lichter, der einförmige Klang der Zelltrommel tönt im Echo über die Wasserfläche hin. Ueber uns prangt der helle Sternenhimmel, während das südliche Kreuz, das wie ein Wahrzeichen der weltumfassenden Gottesliebe herniederglänzt, unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Das Leben ist in Suakin für Europäer keineswegs angenehm. Mit Djedda und Massaua ist Suakin einer der heißesten Punkte an den Küsten des Rothem Meeres. Die heiße Jahreszeit beginnt im April. Mit dem Vorrücken der Jahreszeit steigt die Temperatur unregelmäßig aber fortwährend. Die größte Hitze herrscht im Juli bis Mitte August. Eine Nachmittagsstemperatur von 40 bis 45 Grad Reaumur im Schatten ist keine Seltenheit. Bei dieser Hitze verliert der Europäer Appetit und Arbeitslust; man liegt matt und niedergeschlagen auf dem Bettgestelle. Manche hüllen sich in nasse Tücher und besuchten sich die Kleider mit Wasser. Des Nachts sucht man Schlaf auf der Terrasse des Hauses, aber häufig vergebens. Die glühende Luft erhitzt alles, Sessel, Tische, Kleider; Eßgeräthe aus Metall sind so erhitzt, daß sie mit den Händen nicht festgehalten werden können. Abgesehen von der Hitze ist das Klima von Suakin ein gesundes. Lungenkrankheiten kommen selten vor, ja, der Aufenthalt ist für Brustleidende sogar sehr vortheilhaft, besonders wenn die Krankheit sich noch im Anfangsstadium befindet. Durchaus angenehm ist der Aufenthalt im Winter. Da lustwandelt Alt und Jung unter den Schattenkronen und zwischen den

grünen Pflanzungen außerhalb der Vorstadt und entschädigt sich einigermaßen für die ausgestandene Hitze.

Die Monbottu. Der Volksstamm der Monbottu wohnt südöstlich von den Niam-Niam am Uelle. Der Rasse nach sind sie von den Negern streng geschieden. Sie sind mittelgroß, muskulös und zeichnen sich durch eine hellere Hautfarbe aus, deren Grundton der des gemahlten Kaffees ist. Ganz verschieden von den Negern haben die Monbottu einen reichen

Bartwuchs; das gekräuselte Haar ist lang und häufig blond wie Hanf. Der ganze Ausdruck des Gesichtes trägt den Typus des Semitischen.

Schweinfurt zählt sie den nubisch-lybischen Völkern bei.

„Im Monbottu-Lande,“ schreibt

Schweinfurt, „begrißt uns ein irdisches Paradies. Endlose Bananenpflanzungen bedecken die Gehänge der sanftgewellten Thalniederungen; die Delpalme unvergleichbar an Schönheit, bildet ausgedehnte Haine längs der Bäche und Flüsse, baut schattige Dome über den idyllischen

Behausungen der Eingebornen. Das Land besteht aus einem beständigen Wechsel von tief eingesenkten Bächen und Flüssen und ansteigenden Höhen, die mehrere hundert Fuß über die Thalsohle der Gewässer heraufsteigen.“ Der Forscher will das Land wegen seines dichten Wassernetzes mit einem Schwamme vergleichen. Der Raseneisenstein herrscht vor. In den Niederungen befinden sich Bäume von erstaunlicher Höhe und im Stammumfang so gewaltig, wie man sie nirgends in den nördlichen Theilen des Nilgebietes vorfindet.

Die Bevölkerung fristet ihr Dasein von dem fast mühelosen Erwerbe von Baumfrüchten und Erdnollen,

vernachlässigt aber die Cultur von Cerealien. Die Ernährung des Volkes geschieht zum größten Theile durch die Menge der in allen gelichteten Niederungen gedeihenden Cassave, durch die Cultur der süßen Bataten. Beide letzteren Pflanzen erreichen hier, was Größe und Qualität anbelangt, den höchsten Grad der Vollkommenheit. Die Banane bildet die Basis der Ernährung. Jede Art von Viehzucht ist den Monbottu fremd; an Hausthieren wird nur der Niam-

Niam-Hund und das Huhn gezogen. Das Schwein in halb-wildem Zustande und von den Feinden erbeutete Ziegen dienen nebst erlegtem Wilde den Rest der Fleischnahrung. Gejagt werden Elephanten, Büffel, Wildschweine und große Antilopen. Menschenfleisch ist bei den Monbottu ebenso beliebt, wie bei ihren Nachbarn den Niam-Niam; das Menschenfett ist allgemein im Gebrauch. Der Kannibalismus der Monbottu scheint den allerbekanntesten Völkern in Afrika zu über-treffen. Das Fleisch der im Kampfe Gefallenen wird auf dem Schlachtfelde vertheilt und in gedörtem Zustande nach Hause transportiert. Die lebendig Eingefangenen trei-



Der Monbottu-König Munsä.

ben die Sieger vor sich her wie eine Hammelherde, um sie später, einen nach dem andern, als Opfer ihrer wilden Gier fallen zu lassen. Die erbeuteten Kinder wandern als besonders delikater Bissen in die Küche des Königs.

Die Bestellung des Bodens ist Sache der Frauen. Der Mann gibt sich, soweit die Jagd und Krieggzüge ihn nicht in Anspruch nehmen, dem Müßiggange hin. Das Weib übt das Töpfer-, der Mann das Schmiedehandwerk; beide Geschlechter verstehen sich

auf Schnitzerei und Korbflechterei; die Vielweiberei herrscht wie bei den Niam-Niam.

Alle Einrichtungen deuten darauf hin, daß die Monbottu eine Art monarchisch wohlorganisiertes Staatswesen besitzen. Der König umgibt sich mit einem Heiligenschein. Niemand darf ihn essen sehen; was er antastet, gilt als ein unberührbares Heiligtum. Neben einer eigenen Rüstkammer, wo die Waffen für den Kriegsbedarf aufgespeichert liegen und einem wohlgefüllten Harem beschäftigt ihn noch das Treiben zahlreicher Leibmusiker, Festordner, Eunuchen, Spaßmacher, Bänkelsänger und Tänzer.

In Sitten und Gebräuchen sind die Monbottu von ihren schwarzen Nachbarn gleichfalls sehr verschieden. Ihre Bekleidung bildet ein aus dem Rindenbast eines Feigenbaumes hergestellter Stoff, der in seinem Aussehen an ordinäres Wollzeug erinnert. Durch einen Gürtelstrick zusammengehalten, bedeckt ein solches Rindenstück in seltsamem Faltenwurf den ganzen Körper von den Knien bis zur Brust. Telle werden nie getragen. Die Frauen gehen völlig unbekleidet, bemalen aber den Körper mit einem schwarzen Saft. Das Tätowieren ist gleichfalls im Gebrauche, und die Männer bedienen sich hiezu einer aus pulverisiertem Rotholz bereiteten Schminke. Das Ohrfläppchen wird mit einem kleinen Stäbchen durchlöchert getragen. Das Durchbohren der Lippen kommt indes nicht vor.

Die Krieger führen außer Schild und Lanze auch Bogen und Pfeile, dann gekrümmte Säbelmesser und Dolche. Die Waffen, welche schon dem äußeren Aussehen nach den Typus des Grausamen zur Schau tragen, werden im Lande selbst geschmiedet. Die Monbottu-Schmiede sind Meister in ihrer Kunst. Feine eiserne Ketten, die als Schmuck getragen werden, sollen, was Feinheit und Formvollendung anbelangt, unseren besten Stahlketten gleichkommen. Außer Kupfer und Eisen aber sind den Monbottu alle anderen Metalle unbekannt. In der Holzschnitzerei leisten sie gleichfalls Bedeutendes. Im Häuserbau besitzt das Volk eine besondere Gewandtheit. Dörfer und Städte gibt es bei den Monbottu nicht. Die Häuser reihen sich, familienweise als Weiler gruppiert, zu langen, von Delpflanzungen unterbrochenen Ketten aneinander, dem Thalgefälle der Bäche folgend.

Jerusalem. (Eindrücke eines Jerusalemers.) Siebenhundert Jahre sind dahingegangen, seit die Stadt Melchisedechs, die Stadt Davids, die Stadt des Herrn den Ungläubigen in die Hände fiel und die Macht der Christen im heiligen Lande gebrochen wurde. Jerusalem heißt „Anblick des Friedens“ — ja, es waltet über ihm ein Friede, aber nicht der blühende Friede der Hoffnung und des Lebens, son-

dern der trübselige Friede der Resignation und des Todes. In Jerusalem denkt man bei seinen gewaltigen Eindrücken kaum an die Gegenwart, stets an die Vergangenheit, nie an die Zukunft, — es hat ja keine — oder doch? Jawohl, die Apostelgeschichte 1, 11 weißt sie, wir fühlen sie nahen, wenn wir das Thal Josaphat durchwandern, welches sich als Schlucht an der einen Seite der dünnen Hügelkette herzieht, die Jerusalem nach beiden Seiten umgibt, und welches am Fuße des Berges Sion mit dem von der andern Seite kommenden Thal Hinnom zusammentrifft.

Jerusalem, die Stadt der Stille, der Grabesruhe liegt auf den vier Hügeln Sion, Akra, Moriah, Bezetha; seinen Hintergrund bildet das bläulich schimmernde Gebirge von Moab und schaut man auf die Kuppelstadt mit ihren platten Dächern, dem halb zerfallenen und verwahrlosten Gemäuer, so hat man in jeder Beziehung einen Anblick von ergreifender Großartigkeit, aber das ganze Panorama hat nichts Mildes, Unheimelndes, alles ist starr, rau, hart, selbst das Grün der wenigen, sich von einander gleichsam isolierenden Bäume ermangelt der Weichheit, kein fatter Farbenton mischt sich in die dünnen, toten Conturen des trotzdem und gerade deshalb überwältigenden Gesamtbildes.

„Wie eine Witwe ist sie geworden“, der Fluch lastet noch heutzutage in seiner ganzen Schwere auf der Stadt, in welcher der Ruf ertönte: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder,“ das Wort des Ewigen: „Euer Haus wird wüste gelassen werden“, drängt sich unwillkürlich vor die Seele. Enge Gassen, starrend von Schmutz aller Art, Häuser, welche die Straße zu fliehen scheinen, Schutt und Trümmer überall, auf den Mienen der Bevölkerung nichts Lebensfrohes und Frisches: das Blut des Welterlösers war für alle Welt das Pfand ihrer Befreiung, für Jerusalem, wo es floß — das Pfand unabänderlicher Knechtschaft.

Schon kurz nach Christus schrieb der jüdische Geschichtsschreiber Flavius Josephus: „Selbst der Fremde, welcher einst Judäa und die lachende Umgebung seiner Hauptstadt bewunderte, kann beim Anblick der jetzigen Verlassenheit des Landes seine Thränen nicht zurückhalten, er muß seufzen über diesen Wandel.“ Das Wort ist heute noch so zutreffend, wie vor 1900 Jahren; die Thränen des Welterlösers am ersten Palmsonntag sind von dieser Erde aufgenommen, aber sie haben nicht dazu gedient, sie zu besuchten, sondern sie zum Zeugnis der Größe des menschlichen Frevels dürr und starr zu machen.

Und dennoch, eins hat die Hand des Menschen und der Zahn der Zeit nicht vernichten können: den

Gesamtanblick des Ganzen, die Topographie des Bodens, auf dem die Hauptscenen des Evangeliums sich abspielten. Mag die Landschaft noch so trostlos geworden sein, sie ist und bleibt dieselbe, sie bietet dieselben Bilder, welche sich auch dem Auge des Erlösers darstellten, als sein Fuß diese Thäler, diese Hügel, diese Wege betrat. Ueber denselben Bach Cedron, den wir jetzt vor uns sehen, gieng der Herr, auf demselben See Tiberias fuhr er in Schiffe, an demselben Jordan wurde er getauft, die felsige Stelle war damals so feicht wie jetzt, dasselbe ärmliche Schilf, welches jetzt dort wächst, wird auch damals gewachsen sein.

Das Szepter ist von Jakob genommen und der König von seinem Geschlechte; Jerusalem ist nicht mehr die königliche Stadt, aber es ist die heilige Stadt, die Stadt des Gebetes. In keiner Stadt der Erde wird so viel und in so vielen Zungen gebetet, wie in Jerusalem. Die ganze Welt kommt hierher zum Gebete, und zu welchem Gebete! „Ein zerfnirshtes Herz ist ein Opfer vor Gott“, sagt der Psalmist, und dies Gebet, das Gebet der Reue und Abbitte, wird dem Herrn hier von aller Welt dargebracht, sei es von dem Juden, der im langen Kaftan mit bloßen Füßen an der Tempelmauer steht und das Gesicht mit beiden Händen verhüllt, oder vom Muselman, dem auch Jerusalem ehrwürdig und heilig ist, der hier fast den falschen Propheten der Sinnelust über dem hohepriesterlichen Propheten des Kreuzes vergißt, oder von Schismatikern, deren in Formeln erstarrter Gottesdienst hier einzig und allein wieder etwas vom Leben der großen Christenheit gewinnen kann, oder vom Protestanten, der hier eigentlich erst lernt, was beten heißt, oder endlich vom Katholiken, dessen Glaubensinnigkeit und Glaubensstiefe sich hier in ihrer ganzen Kraft offenbart. Es wird gebetet in den Heiligthümern, auf der Straße, vom Einzelnen und von Gesellschaften, bei Tag und bei Nacht. Das Gebet ist hier etwas Selbstverständliches, man wundert sich nicht über den Betenden, sondern über den, der hier nicht beten mag. Der eine wetteifert mit dem Andern an Inbrunst, der eine achtet die Andacht des andern und würde es als einen unverzeihlichen Fehler betrachten, ihn darin zu stören. Nirgends auf der Welt hat jeder Cultus mehr Freiheit, nirgends jeder so gleiche Rechte, wie im gegenwärtigen Jerusalem, welches wohl große Eifersucht im Besitze von heiligen Stätten, aber keine Eifersucht in der Andacht kennt. In Jerusalem wird der Pilger nicht gestört, noch weniger verhöhnt, er darf auf der Straße knien, laut beten, seinen Rosenkranz recitieren, kein Mohamedaner, kein Jude wird ihn stören — Jerusalem hat nicht mehr den Opferaltar des alten Bun-

des, aber es hat das Opfer des Gebetes aller Nationen, aller Confessionen, aller Sprachen.

Nichts liegt näher als ein Vergleich Jerusalems mit Rom. Mag letzteres noch zeitweilig von der Revolution in Knechtschaft gehalten sein, es ist und bleibt die Triumphstadt des Christenthums, während Jerusalem seit 1855 Jahren die Stadt der Melancholie, der Verwaisung ist. Beide Städte haben große Erinnerungen, aber Roms Erinnerungen weisen auf die Zukunft, sie rufen uns allenthalben das „Non praevalent“ entgegen, während Jerusalems Erinnerungen einzig und allein auf die Vorzeit zurückweisen, den Sieg des Kreuzes in dem Fluche, der auf den Kreuzigern lastet, mit mächtiger Stimme predigen. In Rom sprudelt allenthalben das Wasser frisch, kühl und klar aus der Erde, in Jerusalem ist es selten, trüb und lau; statt der Quelle treffen wir die Cisterne. Hier werden wir erst recht inne, was der Herr sagen wollte, indem er für einen aus Liebe gereichten Trunk Wassers himmlischen Lohn versprach.

Rom macht Eindruck bei Tage, aber noch mehr bei Nacht. Sieht man des Abends auf Roms Häuser und Kirchenmeer herab, so ist überall Funken des Lichts, überall fröhlicher Glanz; schaut man auf das abendliche Jerusalem, das sich nach Sonnenuntergang fast plötzlich in starres Dunkel taucht, so sieht man kaum ein Duzend Lichter. Nur wenn der Mond seinen gespenstigen Schein über die Stadt legt, wirkt sie abends und nachts großartig, gewaltig, überwältigend. Das geisterhafte Licht des Nachtgestirnes paßt so recht zu der großen Todes- und Todtenstadt, zu der Stadt, deren höchste Ehre es ist, Wächterin und Hüterin des Grabes Jesu Christi zu sein. Dann sprich eine Stelle aus Jeremias Klageliedern und du bist in der Stimmung, die für die Stadt der Verwaisung angemessen ist. „Wie sitzt sie so einsam, die Stadt, die einst so voll Volkes war! Wie eine Witwe ist sie geworden.“ Der Nachthimmel breitet den Witwenschleier über sie aus, sie wird ihn tragen, bis der Herr, der ihre Trümmer liebt und trotz des Fluches Mitleid hat mit ihrem Verfall, die Stadt der Sammlung und des Gebetes, der Thränen und der Trauer, als das letzte Küchlein unter die Fittiche seiner hl. Kirche sammelt, und dann wird sein ein Hirt und eine Herde.

Die Indianer der Vereinigten Staaten. Nach dem letzten Staats-Census belief sich die Gesamtzahl der in den vereinigten Staaten lebenden Indianer auf 248,253 Köpfe: 125,719 Männer und 122,534 Weiber. Von diesen 248,253 Indianern leben 133,417 auf Reservationen, und zwar so, daß ihrer 34,785 regelmäßige Nationen von der Regie-

nung erhalten, während 89,632 ihren Lebensunterhalt durch Ackerbau, Viehzucht, Wurzelgraben, Pferde züchten, Fischfang und Jagd usw., selbst gewinnen 58.806 Rothhäute sind als steuerfähige oder steuerpflichtige Bürger taxirt. Rechnet man zu diesen ebengenannten 89,632 sich selbst ernährenden Reservationsindianer, die 50,055 Indianer der sogenannten 5 civilisirten Stämme des Indianerterritoriums und die 5407 Köpfe zählenden Reste der „sechs Nationen“ im Staate New-York, so ergibt sich, daß 212,900 Rothhäute auf eigenen Füßen stehen und nach Art civilisierter Völker ihren Lebensunterhalt gewinnen.

Die Indianerreservationsen vertheilen sich auf 20 verschiedene Staaten und Territorien und setzen sich aus 147 verschiedenen Stämmen und Stammresten zusammen. Das ihnen zugewiesene Land — freilich zum großen Theil öde Wildnis — hat einen Flächeninhalt von ca. 83,784,349 englischen Acres. Die Reservationsen sind in 45 Agenturen vertheilt, von denen eine jede ihren vom Präsidenten ernannten Agenten mit einem vollständigen Apparat von Verwaltungsbeamten, Aerzten, Schreibern, Schullehrern, Farmern und Handwerkern besitzt. Die Gesamtzahl der in den Reservationsen angestellten Weißen beträgt etwa 3000. (Im Dienste der Regierung und auf ihren Zahllisten stehen überdies 1500 Rothhäute, zumeist in den Agenturen angestellt, so z. B. 123 als Richter, 53 als Dolmetscher, 11 als Kanzlisten, 4 als Aerzte und Hilfsärzte usw.) Einige Agenturen stehen unter militärischer Verwaltung mit einem Officier aus der Landesarmee an der Spitze einer größeren oder kleineren Truppenmacht. Die Indianer-Polizei zählt 770 Indianer-Polizisten, die Officiere eingerechnet. Interessant ist zu sehen, wie sich diese letzten Reste der Uramerikaner auf die verschiedenen Staaten vertheilen. In den Oststaaten findet sich bloß noch eine kleine Handvoll. Davon kommt die Hauptmasse (6044), die Ueberbleibsel der einst so mächtigen „sechs Nationen“ auf den Staat New-York. 5309 Köpfe leben hier noch in selbstständigen Reservationsen unter ihren eigenen Häuptlingen und nach ihren alten Traditionen, während 735 als civilisirte, steuerpflichtige und stimmbfähige Bürger unter den Weißen wohnen und sich in kleineren Gruppen auf die verschiedenen Counties vertheilen.

Die große Hauptmasse der Indianer ist an die äußersten Grenzen der Union geschoben. So leben 51,279 im Indianer-Territorium, 12,177 in dem davon vor wenigen Jahren abgeschiedenen Aklahoma, 29,981 in Arizona, 19,854 in Süd-Dakota, 15,044 in Neu-Mexiko, 11,206 in Montana, 11,181 in Washington, 10,096 in Minnesota, 16,624 in Californien usw.

Was die wirtschaftliche sociale Lage des rothen Mannes unter der weißen Vormundschaft angeht, so ist sie kläglich genug. Die einstigen Herren der unermesslichen Prärien leben heute in 147 Reservationsen zusammengedrängt, die zusammen einen Grundbesitz von 83,784,349 Acres darstellen. Dies Gebiet scheint groß, ist aber zu klein, um wie ehemals den Lebensunterhalt durch die Jagd allein zu bieten, zumal der Büffel, einst das vornehmste Wild, so gut wie ausgerottet ist. So drängt schon die Noth die Indianer zum sesshaften Leben und zum Ackerbau. Eine Anzahl von Stämmen hat sich dank besonders günstigen Umständen auf diese Weise zum Wohlstand und zu einem gewissen Culturzustand emporgeschwungen. Wenn aber die Mehrzahl nicht dazu gelangt ist, so darf die Schuld daran keineswegs allein oder in erster Linie dem Indianer selbst zugemessen werden; sie trifft in weit höherem Maße die Regierung und ihre Agenten. Ein großer Theil des reservierten Landes ist schlecht und zum Landbau untauglich, und der Mißerfolg schreckte die Rothhäute, ohnedies Neulinge auf diesem Gebiete, vor weiteren landwirtschaftlichen Versuchen ab. Viehzucht würde sich besser lohnen und ist in letzter Zeit stark gefördert worden. Vor allem aber müßte der Indianer zu dieser neuen Lebensweise mit Geschick und mit Liebe und Güte erzogen werden. Allein statt die Kirche und ihre Missionäre, die sich allein als die wahren Freunde und Erzieher der unterdrückten Rasse bewährt haben, in ihrem segensvollen civilisatorischen Werke ruhig zu belassen und zu unterstützen, hat die Regierung alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt und durch rücksichtslose Maßnahmen ihre erfolgreichen Schöpfungen wieder vernichtet. Die gesammte Verwaltung für Reservationsen wurde in die Hände von Laienagenten gelegt, die, ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet, weniger das Wohl des Indianers, als ihren eigenen Vortheil im Auge haben.

„Auf seiner Agentur“ schreibt Grinnel in seinem Werke *The Indians of To-Day*, „hat der Agent die Macht eines Zaren. Er kann nach Gutdünken jedem mißliebigen Indianer den Brotkorb höher hängen, kann jeden Mann nach seiner Laune in das Gefängnis stecken, kann ihm seine Werkzeuge, seinen Viehstand und selbst seine Wohnung nehmen und schließlich, wenn es ihm einfällt, jedes Ehepaar gewaltfam scheiden. Unter solchen Umständen wagt der Indianer gar nicht eine Klage zu erheben, denn bringt er eine Klage vor das Indianer-Bureau, so wird dieselbe sofort dem betreffenden Agenten zugesandt, damit er sich rechtfertige, und während der Monate, die zur endgiltigen Entscheidung verstreichen, hat dann der Indianer an seinem Agenten den

bittersten Feind. Bei einem solchen System ist nur zu verwundern, daß so wenig Gewaltthaten seitens der Indianer vorkommen. Die Versuchung für die Agenten, die meist schlecht bezahlt sind, ihre Stellung zu mißbrauchen, ist groß. Aller Wahrscheinlichkeit nach gibt es in den Vereinigten Staaten keinen einzigen Stamm, der unter richtiger Leitung sich nicht vollständig selbsterhaltend machen könnte." Wie die Ver-

hältnisse aber sind, ist wenig Hoffnung, die durch das „Feuerwasser“, durch die Laster der Weißen, durch ihre entwürdigte Lage schon so stark erniedrigte und verdorbene Klasse bleibend zu erhalten. Wenn Amerika seine Indianerpolitik auch auf die neuen Besitzungen auf den Antillen und in Oceanien überträgt, dann sind die dortigen Eingebornen tief zu bedauern.

Verbreitung der Religionen auf dem Erdkreise.

	Europa	Asien	Afrika	Amerika	Australien	Summe
Katholiken . . .	189,000,000	11,020,000	2,900,000	69,180,000	1,100,000	273,200,000
Protestanten* . .	89,000,000	760,000	1,700,000	66,300,000	3,300,000	161,060,000
Griechen . . .	100,000,000	9,200,000	4,800,000**	—	—	114,000,000
Muhamedaner . .	8,000,000	122,800,000	70,000,000	—	—	200,800,000
Juden . . .	8,000,000	270,000	400,000	100,000	—	8,770,000
Heiden . . .	1,000,000	685,000,000	96,000,000	1,800,000	1,600,000	785,400,000
Summa	395,000,000	829,050,000	175,800,000	137,380,000	6,000,000	1543,230,000

* Evangelische aller Bekenntnisse und Secten zusammengerechnet.

** Griechisch-orientalische Kopten.

	Christen***	Muhamedaner	Juden	Heiden	Summe
Europa	378,000,000	8,000,000	8,000,000	1,000,000	395,000,000
Asien	20,980,000	122,800,000	270,000	685,000,000	829,050,000
Afrika	9,400,000	70,000,000	400,000	96,000,000	175,800,000
Amerika	135,480,000	—	100,000	1,800,000	137,380,000
Australien und Oceanien	4,400,000	—	—	1,600,000	6,000,000
Summe	548,260,000	200,800,000	8,770,000	785,400,000	1543,230,000

*** Katholiken, Protestanten, Griechen, schism. Armenier und Kopten usw.

Nimmt man die Einwohnerzahl unseres Erdballs auf rund 1540 Millionen Menschen an, was nicht zu hoch gegriffen, sondern der Wahrheit ziemlich nahe sein dürfte, so entfällt auf die einzelnen Religionsbekenntnisse folgender Procentsatz:

Katholiken	17·7%	oder	1/5
Protestanten	10·5%	„	1/9
Griechen, Kopten	7·4%	„	1/13
Muhamedaner	13·0%	„	1/6
Israeliten	0·5%	„	1/176
Heiden (Bramahnen, Buddhisten, Confutseaner, Fetischanbeter)	50·9%	„	1/2 der Erdbevölkerung.

Die eine Hälfte der Erdbevölkerung sind also Monotheisten, die andere Polytheisten. Ungefähr der dritte Theil der Erde ist christlich zu nennen. Daraus mag sich, wer will, berechnen, wie lange es etwa noch währen wird, bis das Evangelium Christi auf dem ganzen Erdkreis verbreitet sein wird und zwar so, daß jeder Heide wenigstens die Möglichkeit und Gelegenheit hat, die ewigen Heilswahrheiten zu hören.





P. Heinrich Seiner, F. S. C.,

geb. am 7. August 1873,

ein gewissenhafter und erbaulicher Ordensmann, ein frommer Priester
und seeleneifriger Missionär, gieng am 15. Juli in das bessere Jenseits
hinüber.



Gott sei sein ewiger Lohn!



Wir behalten uns vor, dem theuern Todten, dem ersten deutschen
und österreichischen und überhaupt ersten Priester unserer Gesellschaft,
der in Afrika starb, im „Stern der Neger“ ein gebührendes
Denkmal zu setzen.



R. I. P.